

# Deutsche Rundschau

*Herausgegeben  
von Rudolf Pechel unter  
Mitwirkung von Paul Fechter  
und Eugen Diesel*

---

**Februar 1939**

Aus dem Inhalt: Bathe: Weltwende im Fernen Osten / Klei-  
nau: Die Frau im Recht der Völker / Brödner: Kanada — ein  
britischer Kontinent / Flügel: Von Kivi bis Sillanpää / Peters-  
sen: Johann Gottfried Seume / Babinger: Die Wandlungen  
des Medusenhauptes / Kramp: Die Fischer von Lissau. Roman.

# Deutsche Rundschau

Gegründet im Jahre 1874. Herausgegeben von Rudolf Pechel unter Mitwirkung von Paul Fechter und Eugen Diesel. Preis 1.- RM.

Erscheint monatlich einmal am Monatsanfang. Jahresabonnement 12.- RM für 12 Hefte zuzüglich ortsüblicher Zustellgebühr bzw. Postüberweisungsbesen. Vierteljährlich 3.- RM. Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder Postanstalt. Schriftleitung: Berlin W 35, Kurfürstenstraße 42 I. Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig C 1, Inselstr. 22/24. Postcheckkonto Leipzig 295.

65. Jahrgang

Februar 1939

## INHALTSVERZEICHNIS

Rolf Bathe: Weltwende im Fernen Osten .....	81
Die Karte des Monats .....	88
Gertrud Kleinau: Die Frau im Recht der Völker .....	89
Ernst Brödner: Kanada — ein britischer Kontinent .....	96
Heinz Flügel: Von Kivi bis Sillanpää .....	107
H. M. Peterssen: Johann Gottfried Seume .....	115
Lebendige Vergangenheit. Johann Gottfried Seume .....	118
Mechthild Babinger: Die Wandlungen des Medusenhauptes .....	121
Rundschau .....	127
Willy Kramp: Die Fischer von Lissau. Roman. V. ....	131
Literarische Rundschau:	
W. Goetz: „Wer is denn dütte?“ .....	148
F. von Reznicek: Angelsächsische Unterhaltungsliteratur .....	148
R. Pechel: Literatur .....	149
Mögliche Bücher .....	150
Allerlei .....	150
Kalender .....	152
Freude an Fremdsprachen .....	152
Ewen Hedin .....	152
Der neue Weyer .....	153
Sportliches .....	153
Länder, Völker, Menschen .....	153
Jagdgeschwader Richtig .....	156
Musik .....	156
Allgemeines .....	158

## Weltwende im Fernen Osten

Nach anderthalbjährigem Feldzug steht heute die japanische Armee im Herzen Chinas. Sie hat Schanghai und Nanking besetzt, hat auf die Lebensader Zentral-Chinas, das Jangtsebecken und auf die Industriezentren wie Handelsmetropolen Südchinas ihre Hand gelegt, während japanische Blockadeschiffe über Hongkong hinaus bis in die Nähe der Küsten Indochinas streifen, um das „Reich der Mitte“ von seinen letzten Zufahrtstraßen über See abzuriegeln. Dem heutigen Geschlecht, das die ungeheure Dynamik des Weltgeschehens im Fernen Osten auf sich wirken läßt, erscheint es kaum mehr vorstellbar, daß nur wenig mehr als vier Jahrzehnte vergangen sind, seitdem das aus den Fesseln eines mittelalterlichen Feudalismus befreite Japan seinen ersten Vorstoß auf den asiatischen Kontinent unternahm und nach einem kurzen erfolgreichen Waffengang mit China auf der Halbinsel Korea Fuß zu fassen suchte.

Nichts vermag die innerhalb weniger Jahrzehnte eingetretene Kräfteverschiebung in Ostasien schärfer zu beleuchten als die Tatsache, daß nach dem Abschluß des japanisch-chinesischen Krieges 1894/95 der raube Einspruch Rußlands und anderer europäischer Großmächte genügte, um Japan im Frieden von Schimonoseki zur Räumung von Korea und der Festung Port Arthur zu veranlassen. Zu Lande und zur See siegreich, sah sich Japan damals vom äußersten Rande des Festlandes wieder abgedrängt und auf seine Inseln zurückgeworfen. Seiner Schwäche gegenüber Rußland bewußt, fügte sich Tokio zähneknirschend in die schwere politische Niederlage, die das Schicksal dieser ersten kontinentalen Unternehmung besiegelte. Zehn Jahre später bereits sank das russische Andreaskreuz auf den Panzerforts von Port Arthur, bei Mukden und am Yalu vor dem Sonnenbanner in den Staub. Der erste Waffengang Japans mit einer der stärksten europäischen Großmächte hatte mit einem die ganze Welt verblüffenden Sieg des kleinen asiatischen Inselreichs geendet, das jetzt seine ersten Bastionen auf dem Kontinent errichtete.

Noch einmal versuchten — in ähnlicher Weise wie bei dem Friedensschluß von Schimonoseki — europäische Großmächte gemeinsam mit den Vereinigten Staaten dem mächtig erstarkten Japan in den Arm zu fallen, als es 1931 die mandschurische Frage kurz entschlossen in seinem Sinne löste. Es war ein aus der Genfer Atmosphäre heraus unternommener Versuch am untauglichen Objekt, und nichts hat vor dem abessinischen Debakel dem Ansehen des Völkerbundes einen solchen Stoß versetzt, wie die klägliche Rolle, in die er sich und seine unter britischer Führung nach Ostasien entsandte „Gerichtskommission“ — bekannt unter dem Namen Lytton-Kommission — hineinmanövrierte, während Japan unberührt von Protesten und Sanktionsdrohungen die gesamte Mandschurei wirtschaftlich und politisch seinem Machtbereich unterstellte. Rechnet man die nach jahrelang schwelenden Grenzkonflikten angegliederte chinesische Nordprovinz Dschehol und das

als Pufferstaat geschaffene autonome Osthopei hinzu, so erstreckte sich Japans Einflußzone als asiatische Festlandsmacht vor Beginn des Entscheidungskampfes mit China von den Ufern des Amur bis dicht vor die Tore der alten Kaiserstadt Peking; ein festgefügtter Länderblock, der 1,5 Millionen Quadratkilometer mit einer Bevölkerung von mehr als 110 Millionen Menschen umfaßte.

★

Große Konflikte entstehen oft aus kleinen Anlässen, niemals aber aus kleinen Ursachen. Der Anlaß zu dem Kriegsbrand, der jetzt seit 18 Monaten über den Aßern und Städten Chinas lodert, war nichtig: ein nächtlicher Zusammenstoß zwischen einer kleinen japanischen und chinesischen Truppenabteilung auf der Marco-Polo-Brücke bei Peking. Kugelwechsel. Tote und Verwundete auf beiden Seiten. — Duzende und aber Duzende ähnlicher Vorkommnisse waren in den letzten Jahren diesem Zusammenstoß vorangegangen, ohne weitergreifende Folgen zu haben, aber dieser blutige Zwischenfall in der Nacht zum 7. Juli 1937, der in eine von starken Spannungen durchzogene Zeit fiel, ließ sich nicht lokalisieren. Er weitete sich aus zu einem bewaffneten Konflikt zwischen Tokio und der Zentralregierung in Nanking, zum Entscheidungskampf Japan — China, dessen Ursachen tief verankert liegen in Japans Glauben an seine Sendung zur Vorherrschaft in Asien, um die es — äußerlich gesehen — heute in schwerstem Ringen mit China steht, sich dabei aber bewußt ist, daß es in Wirklichkeit diesen Kampf über Chinas Kopf hinweg gegen Rußland und die beiden angelsächsischen Großmächte führt. So wurde aus dem winzigen Schneeball die Lawine, die zu vernichtendem Talsturz herabrollte . . .

Dieser Krieg, der jetzt nach dem Einsetzen der Regenperiode über die Schwelle des zweiten Winterfeldzuges getreten ist, hat mit seiner Härte, seiner Dauer und seinen raumverschlingenden Ausmaßen alle Erwartungen und Prophezeiungen der beiden kriegführenden Parteien wie auch aller übrigen in Ostasien stehenden Mächte über den Haufen geworfen. Japan glaubte in anfänglicher Unterschätzung der chinesischen Widerstandskraft, mit einer „Strafexpedition“ auszukommen und führte zunächst den Feldzug nur mit halber Kraft und dem begrenzten Ziel, das an Mandschukuo grenzende und mit der Zentralregierung in Nanking nur lose verbundene Gebiet Nordchinas — zusammengefaßt in den fünf Provinzen Tschachar, Suiyuan, Schansi, Hopei und Schantung — militärisch zu besetzen, es dem Einfluß Nankings endgültig zu entziehen und es wirtschaftlich wie politisch dem unter seiner Kontrolle stehenden mandschurischen Block anzugliedern.

An dieser Strafexpedition aber entzündete sich ein Kriegsbrand, der sehr bald vom Norden nach Mittel- und schließlich nach Südhina übersprang, der auf japanischer Seite keine mit halber Kraft geführten militärischen Operationen mehr zuließ und einen ständigen Zufluß frischer Kräfte aus der Heimat erforderlich machte. Auch das japanische Volk bekam zu spüren, daß es sich bei diesem Ringen um den bisher schwersten Krieg seiner Geschichte handelt. Die mit allen Vollmachten ausgestattete Regierung zog die Zügel straff an. Harte kriegswirtschaftliche Maßnahmen waren unvermeidlich. Schwere finanzielle Opfer mußten

der Nation auferlegt werden. Seit dem Ausbruch der Feindseligkeiten hat sich die Regierung in Tokio zu außerordentlichen Kriegsausgaben von 7,4 Milliarden Yen ermächtigen lassen. Ihr volles Gewicht erhält diese Summe erst bei einer Gegenüberstellung mit dem Volkseinkommen Japans. Sie erreicht 39 Prozent des Volkseinkommens von 1937 und würde — auf deutsche Verhältnisse übertragen — einem Betrag von 26,5 Milliarden Mark (Volkseinkommen 1937 in Deutschland: 68,7 Milliarden Mark) entsprechen. Seit langem schon ist sich die Regierung in Tokio klar, daß sie bis zu dem noch nicht absehbaren Ende des Krieges noch in ganz anderem Maße auf die wirtschaftlichen Kraftreserven des Landes zurückgreifen muß.

Auch die chinesische Zentralregierung, vor allem Marschall Tschiangkaisschek, in dessen Person sich der chinesische Widerstand verkörpert, haben im Verlauf des Feldzuges manche Hoffnung zu Grunde tragen müssen. Die haltende Kriegführung Tschiangkaischeks baute sich auf der Erwartung auf, die japanischen Armeen würden auf ihrem Vormarsch in der Masse der 450-Millionen-Bevölkerung Chinas versickern und in den unendlichen Weiten des Landes ihr „1812“ erleben. Jedoch hat die vorsichtige und mit begrenzten Zielen arbeitende japanische Strategie uferlosen Plänen von vornherein einen Riegel vorgeschoben. Nicht umsonst gab Graf Issii in London die nachdrückliche Erklärung ab: „Der Feldzug von 1812 ist uns als Warnung immer gegenwärtig!“ — Auch die Prophezeiungen der zu ohnmächtigem Zuschauen verurteilten angelsächsischen Großmächte und Sowjetrußlands, daß Japan sich bei längerer Dauer des Krieges wirtschaftlich und militärisch verbluten würde, haben sich weder bisher erfüllt, noch kann in absehbarer Zeit mit einem solchen Erschöpfungszustand Japans gerechnet werden. Alle Anzeichen der letzten Monate deuten vielmehr darauf hin, daß Japan jetzt erst beginnt, seine ganze Kraft in die Waagschale zu werfen.

★

Aus der verwirrenden Fülle des kriegerischen Geschehens schälen sich deutlich vier große Kampfabschnitte heraus, die den militärischen Operationen und den strategischen Zielen auf beiden Seiten der Front ihr Gepräge geben. Seinen Auftakt nahm dieses gewaltige Ringen an der „Nordfront“, in den fünf nordchinesischen Provinzen, die die Grenzen des japanischen Festlandsblocks berühren. Die Entscheidung in diesem Raum, der etwa der doppelten Größe des Deutschen Reiches entspricht, fiel nach dem Zusammenbruch des chinesischen Widerstandes am Nankau-Paß und bei Kalgan noch im Verlauf der ersten vier Feldzugsmonate. Im Spätherbst 1937 verlagerte sich das Schwergewicht der Operationen ruckartig nach Mittelchina, wo Marschall Tschiangkaischek innerhalb des Dreiecks Nanking — Schanghai — Hangtschau eine Armee von 300 000 Mann, darunter eine Anzahl Elitedivisionen der gut geschulten und von ausgezeichnete Kampfmoral erfüllten Zentraltruppen, zusammengeballt hatte. In diesem zweiten Kampfabschnitt, der im Ringen um Schanghai und die Hauptstadt Nanking gipfelte, wich der chinesische Marschall von der Grundlinie seiner als einzig möglich erkannten Ermattungsstrategie ab und ließ seine Kerntuppen sich am Feinde fest-

beißen. Die Folge hiervon waren außerordentlich hohe, blutige Verluste der Chinesen, die die Erinnerung an die Blutopfer in den Brennpunkten des Weltkrieges wachrufen.

Noch bevor 1937 zu Ende ging, war Nanjing gefallen und damit für die Japaner eine wichtige Ausfallpforte zum Jangtsebecken gewonnen. Daß der japanische Oberbefehlshaber, General Hata, diesen entscheidenden Sieg nicht auszunutzen vermochte, um dem schwer erschütterten Gegner einen tödlichen Stoß zu versetzen und die Armeen des chinesischen Marschalls bis zur völligen Auflösung zu zerschlagen, bildet einen interessanten Beitrag zu dem Kapitel „Kriegsführung und Politik“. Noch hatte sich zu diesem Zeitpunkt die Regierung in Tokio, die diesen Krieg so wenig gewollt hat wie Tschiangkai-schek, nicht zu dem Entschluß durchringen können, die volle Kraft der Nation in die Waagschale zu werfen. In berechtigter Sorge um Japans Isolierung und die möglichen Gegner von morgen gab sie dem Drängen der Heeresleitung auf eine Verschärfung des Kriegskurses nur zögernd und in unzureichendem Maße nach. Erst die monatelang anhaltenden, grimmigen Kämpfe in der dritten Phase dieses Feldzuges im Frühjahr 1938, die wieder die Nordfront am Gelben Fluß (Hoangho) und am Kaiserkanal in Schantung als Hauptkriegsschauplatz sahen, zerstörten die letzten Hoffnungen der japanischen Politik, den Krieg noch lokalisieren und zu einem baldigen Abschluß bringen zu können. Ungebrochen blieb die Haltung Tschiangkai-scheks trotz der Niederlagen bei Nanjing und bei Hsütschau, die den letzten Widerstand der am Gelben Fluß fechtenden chinesischen Heeresmasse von 50 Divisionen (500 000 Mann) zerbrachen, unversöhnlicher denn je lauteten seine flammenden Aufrufe, die er aus der neuen Kriegshauptstadt Tschungking an die Bevölkerung Chinas erließ: „China hat bereits viel erduldet und wird noch mehr auf sich nehmen müssen. Wenn das Land entschlossen ist, die mit dem Krieg verbundenen Leiden willig zu ertragen, wird der Endsieg auf seiner Seite sein.“

Mit dem Siege der Japaner bei Hsütschau, der die letzten Pfeiler der chinesischen Nordfront zum Einsturz brachte und die vollständige Okkupation Nordchinas besiegelte, fällt ein entscheidender Wendepunkt in der politischen Führung des Krieges durch Japan zusammen. Mit der Bildung eines „Kabinetts der nationalen Entschlossenheit“ im Mai 1938 und der Durchführung eines scharfen autoritären Kurses ist die Strömung innerhalb der japanischen Regierung durchgedrungen, die eine endgültige Lösung des seit Jahren schwärenden chinesischen Problems erzwingen soll. Totale Mobilmachung im Innern und Kriegsführung unter Einsatz aller nationalen Kräfte lautete die Parole, die von jetzt an die Entschlüsse und das Handeln der politischen und militärischen Führung diktierte.

Der vierte und entscheidende Abschnitt des Feldzuges, der Stoß in das Jangtsebecken, „das Herz Chinas“, und der Angriff auf Hankau und Kanton standen bereits im Zeichen dieses neuen Kurses. Es ist hier nicht der Platz, auf diese Operation näher einzugehen, die sich von der Ausgangsbasis Nanjing in einem beispiellosen Vormarsch weit über 1000 Kilometer tief den Jangtse stromaufwärts in das Innere Südchinas hineinfraß, die trotz Minen und Flußsperrn Teile der japanischen Kriegsflotte als Sturmbock der Armee sah und ein ideales Zusammen-

wirken von Panzer- und Fliegergeschwadern und besonders beweglich gemachten Infanteriedivisionen zeigte, das auch den zähesten Widerstand der heldenhaft fechtenden und gut ausgerüsteten chinesischen Verteidiger brach. Gleichzeitig setzte sich mit dem Herannahen der Yangtse-Stoßgruppe an Hankau ein japanisches Landungskorps unweit der britischen Kronkolonie an der Küste fest, durchmaß in Eilmärschen die 150 Kilometer, die es von Kanton trennten, und nahm in überraschendem Zuzassen diese Millionenstadt kampflos in Besitz.

★

Mit dem Fall von Hankau und Kanton hat der harte Feldzug des Jahres 1938 für Japan seine Krönung gefunden. Nach anderthalbjährigem Kriege kann die japanische Wehrmacht auf eine Reihe eindrucksvoller Erfolge zurückblicken. An der Jahreswende 1938/39 ist das gesamte Nordchina mit seinen reichen Kohlen- und Erzbecken und den für die heimische Versorgung so lebenswichtigen Baumwollplantagen japanisches Okkupationsgebiet. Japan sitzt in Nanking und führt in dem Welthafen Schanghai, der europäischen Kapitalmetropole, ein scharfes Regiment. Seine Flagge weht über dem Becken des Yangtse mit seinen 200 Millionen Bewohnern und über den Wirtschaftszentren Südchinas, den Millionenstädten Hankau und Kanton.

Stärkere Schatten weist allerdings das politische Bild auf. Obwohl die Lage der Zentralregierung ernst erscheint, hält sie unter dem Einfluß der starken Führerpersönlichkeit des Marschalls Tschiangkaiſchek unentwegt an der Fortsetzung des Krieges fest. China zählt im bisherigen Verlauf des Krieges einen Verlust von einer Million Menschen. Es hat zehn seiner reichsten Provinzen mit den industriellen Kerngebieten verloren. Mehr als 90% seines Eisenbahnnetzes sind ihm genommen. Mit dem Fall von Kanton ist ihm auch das letzte Tor verriegelt worden, durch das sich über das britische Hongkong bis zum Herbst 1938 ein gewaltiger Strom von Kriegsmaterial ergoß. Die einzige Verbindung zur Außenwelt läuft über eine Schmalspurbahn, die von Französisch-Indochina in die westliche Grenzprovinz Yünnan führt, und außerdem noch eine über mehrere tausend Kilometer sich erstreckende Straßenverbindung nach Sowjetrußland.

Was gibt dem chinesischen Marschall die Kraft unter diesen trostlosen Verhältnissen auf seinem hartnäckigen Widerstand zu beharren? Es ist die im Schmelzofen des Krieges entstandene nationale Geschlossenheit, die bisher alle Gewaltproben bestanden hat. Sie bildet einen großen politischen Gewinn dieses an militärischen Niederlagen so reichen Jahres. — Man muß sich die Kriegsführung Zentralchinas ansehen, um zu begreifen, zu welchen beispiellosen Opfern dieser junge Nationalismus fähig gewesen ist. Er ist nicht einmal vor der grausamsten Selbstverstümmelung zurückgeschreckt und hat Feuer und Wasser zu Hilfe gerufen, um dem Feind den Vormarsch zu erschweren oder ihm den Aufenthalt unerträglich zu machen. Während der erbitterten Kämpfe am Gelben Fluß haben chinesische Truppen an 150 Stellen gleichzeitig die Dämme des Hoangho durchstochen und Ländereien vom Umfang der Provinzen Brandenburg und Pommern dem Verderben preisgegeben. Millionen Menschen sah diese Flutkatastrophe, vor

der die Überschwemmung Westflanderns 1914 zu einem Nichts zusammenschrumpft, auf der Flucht vor dem entfesselten Element.

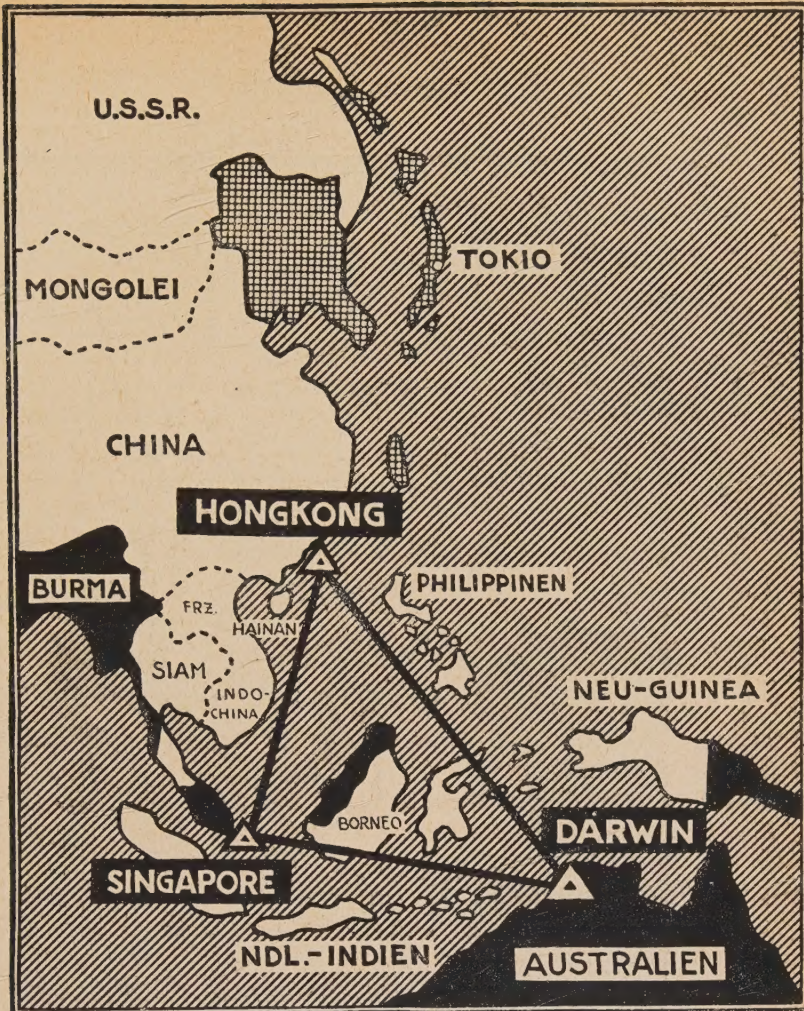
Ganze Landschaften, zahlreiche Städte, darunter Großstädte von mehreren hunderttausend Bewohnern wurden das Opfer der „Politik der versengten Erde“, die dem vordringenden Gegner nichts als Schutt und Asche hinterlassen wollte. Ein Nationalismus, der zu derartigen Opfern fähig ist und seine Feuerprobe in allen Prüfungen des vergangenen Jahres bestanden hat, bildet eine gewaltige Kraftreserve und stärkt der Führung den Rücken, auch in einer militärisch schwierigen Lage auszuharren und die Zeit als Bundesgenossen arbeiten zu lassen.

★

Aber so fern auch das Ende dieses Krieges sein mag, Japan ist entschlossen, den Kampf bis zur völligen Vernichtung des Gegners, d. h. bis zur Unterwerfung bzw. Abdankung der Zentralregierung, zu führen. Japan hat seine Kriegsziele klar umrissen: keine Eroberung Chinas, keine Annerkionen, Schonung der nationalen Gefühle, aber Vereinigung Chinas mit Japan und Mandschukuo zu einem gewaltigen, politisch und wirtschaftlich einheitlichen Völkerblock.

Der ostasiatische Block von 550 Millionen Menschen, von Sibiriens Grenzen am Amur bis zum Pazifik, geeint durch Rasse und Kultur und dem soldatischen Führungsanspruch Tokios unterstehend, das ist das Ziel, das sich Japan gesteckt hat. Japan greift nach den Sternen. Jetzt oder nie sieht es den Zeitpunkt gekommen, ein asiatisches Imperium zu schmieden, das keine fremden Machtansprüche im Fernen Osten mehr duldet. Der Neunmächtepakt ist im Sturm dieses weltgeschichtlichen Geschehens in alle Winde zerflattert. Chinas „offene Tür“, durch die allein 18 Milliarden Mark britischen Kapitals geströmt sind, ist zugeschlagen. Das dünne Gerüst wirtschaftlicher und politischer Privilegien, die sich vor allem der angelsächsische Imperialismus in China errichtet hat, ist eingestürzt. In den britischen Kontoren Schanghai geht das düstere Wort um: „Zuletzt gibt es in Ostasien nur noch eine offene Tür, die, durch die wir alle hinausfliegen — wenn wir Glück haben, noch mit Sack und Pack, wenn wir keins haben, mit dem nackten Leben oder ohne dieses letzte Handelsgut . . .“

Japan überstürzt nichts. Es kennt die Gefahren seiner Isolierung, aber es kennt auch die Schwächen seiner Gegner von morgen, vor allem die augenblickliche Schwäche Englands im ostasiatischen Raum. Am klarsten brachte der britische Marinesachverständige Domville Englands Einstellung zu den Ereignissen im Fernen Osten mit der Feststellung zum Ausdruck: „Es ist unmöglich, die Lage im Fernen Osten zu betrachten, ohne gleichzeitig die Situation anderswo zu untersuchen. Strategie ist sogar noch unteilbarer, als sich dies bei Herrn Litwinows Frieden gezeigt hat.“ Mit der Einengung der britischen Kronkolonie Hongkong durch japanische Stützpunkte, mit der Abschneidung seiner nach China hineinziehenden Lebensader, der Bahn Hongkong — Kanton, hat Japan dem „Stählernen Dreieck“ Hongkong — Singapur — Port Darwin die Spitze abgebrochen. Hongkong ist ein verlorener Posten geworden. Ob dies zu einer völligen Räumung des westlichen Pazifik als britischer Interessenzone führen wird, wie es



Aus Walther Pahl, Das politische Antlitz der Erde. Leipzig, Wilhelm Goldmann

schon vor Jahren weitsichtige britische Marinepolitiker mit dem Rückzug auf die Linie Singapur – Port Darwin gefordert haben, muß die Entwicklung lehren.

Noch ist im Fernen Osten alles in Fluß. Wie das neue Antlitz Ostasiens aussehen wird, wie sich in diesem mit Spannungen geladenen Raum das Verhältnis des japanischen Imperiums zu den angelfächsischen Mächten und zu Sowjetrußland gestalten wird, liegt im Dunkel der Zukunft verhüllt. Zur Zeit aber gibt es keine außerasiatische Macht, die in der Lage wäre, Japans Operationsfreiheit zu binden. Ein Umbau von weltgeschichtlicher Bedeutung ist im Fernen Osten im Gange. Es gibt hier kein Zurück mehr.

# Die Karte des Monats

## Italien im westlichen Mittelmeer

©tiffe: Walter Fabi



Zeichnung: Rudolf Gernig

Etwa 75% der nach Italien eingeführten Güter kommen aus Ländern außerhalb des Mittelmeeres. Rund 70% dieser Güter führen passieren die Straße von Gibraltar, rund 17% den Sueskanal und rund 13% die Dardanellen. Die Eröbölzufuhr Italiens im Jahre 1937 verteilte sich auf die einzelnen Meeren etwa wie folgt: via Gibraltar 47,8%, aus dem Schwarzen Meer 23,5%, via Sues 16,3%, aus dem Mittelmeer 12,3%.

# Die Frau im Recht der Völker

Im Recht der Völker spiegeln sich nicht nur ihr Kulturstand und ihr Sittenleben, es spiegelt sich auch der lange Weg, den das Recht selbst gegangen ist, der Weg vom Religiösen zum Weltlichen — falls man diese Unterscheidung vornehmen will — vom Streben, Ordnung in die elementarsten Vorgänge des Menschenlebens zu bringen, bis zur Arbeitsregulierung in den modernen Industriestaaten. Denn schließlich ist Recht, ebenso wie Kultur überhaupt, nichts anderes als der sichtbare Ausdruck für ein instinkthafes Wissen um letzte Notwendigkeiten; es ist das Bemühen, da einen Ausgleich zu schaffen, wo die Natur Ungleichheit der Kräfte gesetzt hat und wo erst durch deren Ausbalancierung eine höhere Forderung erfüllt werden kann.

Auf keinem Gebiet tritt dies Problem so deutlich hervor wie auf dem der Beziehungen zwischen Frau und Mann; hier wird der Versuch erkennbar, die größere physische Kraft des Mannes, seine ungehemmtere Bewegungsfreiheit zu beschränken durch Gesetze zum Schutz der weiblichen Gesundheit und zur Sicherung der Fortpflanzungsaufgabe der Frau. Bei der Betrachtung dieses Fragenkomplexes muß man allerdings unterscheiden zwischen echten Schutzgesetzen und solchen, die im Grunde nur den Zweck haben, die Konkurrenz von Seiten der Frau auszuschalten, also dem Mann einen unbequemen Wettbewerb zu ersparen. Maßgebend für die Stellung der Frau im Volkskörper ist natürlich nicht das kodifizierte Recht allein, sondern auch — und zwar ebenso stark — das ungeschriebene Gesetz, die Tradition.

Kein Geringerer als der herzhafte Hasser alles Deutschen, der alte Tiger Clemenceau, hat sich mit der Frauenfrage eingehend beschäftigt; sie war ihm wichtig genug, um ihr ein ganzes Studium zu widmen, angefangen bei der Botanik. Sein langjähriger Privatsekretär, Jean Martet, plaudert in sehr amüsanten Weise darüber und erzählt, daß sein alter Freund und Gönner z. B. die grundlegende Untersuchung vorgenommen habe, festzustellen, wieviel Luft die weiblichen, bzw. männlichen Pflanzen zu ihrer Existenz brauchen, um daraus Schlüsse zu ziehen für Arbeitsmöglichkeiten bei Frau und Mann. Wir registrieren hier, wie schon oft, die biologische Denkform des Franzosen, jedoch zur Beurteilung der heutigen gesellschaftlichen und rechtlichen Position der Frau in den verschiedenen Ländern erübrigt sich ein derartig zeitraubendes und mühseliges Studium, wie Clemenceau es betrieben hat; wir können es uns bequemer machen. Das „Institut für vergleichendes Recht an der Pariser Universität“ hat in einem dicken Band die Rechtslage der Frau in 65 Ländern geschildert. Das sehr umfangreiche Werk wurde in vierjähriger Arbeit zusammengestellt und umfaßt öffentliches Recht, Privatrecht und Strafrecht.

Betrachten wir z. B. die Stellung der Frau in Frankreich, so zeigt sich, daß die französische Frau keine „politischen Rechte“ besitzt, also nicht wählen und selbst

nicht in die Parlamente gewählt werden kann, obgleich Vorstöße nach dieser Richtung bereits des öfteren gemacht wurden. In einer Anzahl von Fällen jedoch sind Frauen in der Verwaltung tätig. Der Nichtbesitz des Wahlrechtes bedeutet — aufs ganze gesehen — keineswegs, daß es der Französin schlechter geht als den Frauen derjenigen Länder, die ihnen die vollen politischen Rechte gewähren. Das politische Manko im Leben der Frau Frankreichs würde erst dann von Belang werden, wenn als Konsequenz tatsächlich eine Herabdrückung ihrer Position innerhalb des Volksganzen dadurch herauskäme. Wie man weiß, spielt die französische Frau eine sehr große und ihr gern zuerkannte Rolle im Leben ihres Volkes. Die Fälle, in denen französische Gerichte außerordentlich schonend mit angeklagten Frauen umgehen, sind nicht selten und stehen häufig in merkllichem Gegensatz zu den Gepflogenheiten mancher anderen Länder. Ganz kürzlich ging durch die Zeitungen die Nachricht, daß eine Frau, Jeanne Lanvin, Offizier der Ehrenlegion geworden sei. Es handelt sich um die Inhaberin eines der größten Pariser Modesalons, die, einst kleine Midinette, aus den allerbescheidensten Anfängen heraus ihren Aufstieg begann. Sie wurde vom Arbeitsministerium für die hohe Auszeichnung vorgeschlagen, und die Begründung dafür lautete, daß „die Modeindustrie nicht nur einen außerordentlich wichtigen Posten in der französischen Wirtschaft und besonders der Ausfuhrstatistik darstelle, sondern daß der Staat — wie es einmal ein hoher französischer Politiker ausdrückte — die Mode, ebenso wie die Kunst und die Küche als inoffizielle Vorschafter Frankreichs in aller Welt schähe“. Würde man sich vorstellen können, daß Jeanne Lanvin gegen ihre angesehenen und außerdem sehr lukrative Position einen Sitz im Parlament eintauschen möchte?

In der Wahl irgendeines freien Berufes ist die unverheiratete französische Frau also nicht beschränkt. Die Ehefrau aber untersteht, wie auch in vielen andern Ländern, der Autorität des Ehemannes. Bei einem Widerstand des Ehemannes gegen eine Berufsausübung seiner Frau handelt es sich indessen — praktisch — eigentlich stets nur um Fälle, in denen sie in Theatern, öffentlichen Lokalen usw. aufzutreten wünscht. Eine umfangreiche Schutzgesetzgebung regelt die Arbeit der Frau auf den verschiedensten Gebieten, mit ganz besonderer Berücksichtigung der werdenden und der stillenden Mutter.

Einen besonders tiefen Einblick in Seele und Sitte eines Volkes gestattet die Kenntnis des Familienrechtes, denn in der Familie liegt die Quelle alles Werdens, und es mag daher vielleicht auch besonders schwierig sein, an diesem innerlichsten Punkt Veränderungen vorzunehmen. Dennoch, gerade weil die Familie der Ausgangspunkt für die gesamte Entfaltung eines Volkes ist, darf eine weise Gesetzgebung nicht das Mißverhältnis übersehen, das oft gerade hier noch zwischen der Forderung nach Ausbalancierung der Kräfte und den wirklich bestehenden Verhältnissen besteht.

Die französische Ehefrau untersteht — wie schon gesagt — der Autorität ihres Mannes. Durch die Tatsache ihrer Verheiratung verliert sie ihr freies Verfügungsrecht. Sie ist in zahlreichen Fällen auf die Zustimmung ihres Gatten angewiesen, z. B. bei der Unterschrift unter einen Vertrag, bei der Annahme

oder Ablehnung einer Erbschaft, zur Einleitung eines juristischen Aktes, zur Verleihung ihres Besitzes usw. Jedoch darf sie frei über die Einkünfte, die ihr aus ihrer eigenen Arbeit zufließen, verfügen, ebenso bleibt ihr, selbst bei Gütergemeinschaft, die Verfügung über ihren unbeweglichen persönlichen Besitz, während der Ehemann mit ihrem beweglichen Gut frei schalten und walten kann. Bei Bestehen eines Ehekontraktes gelten natürlich die jeweiligen Abmachungen. Die väterliche Gewalt über die Kinder liegt, wie schon der Name sagt, bei dem Vater; bei seinem Tode kann die Mutter Vormund ihrer minderjährigen Kinder sein, doch kann der Vater für diesen Fall bei seinen Lebzeiten einen Gegenvormund ernennen.

Im Strafrecht gibt es grundsätzlich keinen Unterschied zwischen Frau und Mann, wenn man von einigen Sonderbestimmungen für schwangere Frauen abieht. Ebenfalls wird die Todesstrafe in Frankreich bei Frauen nicht ausgeführt, sondern in lebenslängliche Zwangsarbeit umgewandelt.

Wenn wir uns mit der Lage der englischen Frau beschäftigen, so fällt uns sofort eine sonderbare historische Tatsache auf: längst ehe die englische Gesetzgebung den Frauen die vollen Bürgerrechte verlieh, gestand in einem der wichtigsten Punkte das Land dem weiblichen Geschlecht die restlose Gleichberechtigung mit dem Manne zu: in der Thronfolge. Die regierende Königin hat in England genau die gleiche Stellung wie der König, während die Gemahlin des Königs die juristische Stellung der unverheirateten Frau besitzt. Diese Tatsache war so lange von Interesse, wie die verheiratete Frau in England außerordentlich stark gebunden war, dem Ausspruch Blackstone's entsprechend, daß Mann und Frau durch die Eheschließung eine einzige juristische Persönlichkeit würden, wodurch der Mann natürlich in den Besitz der ehelichen Gewalt gelangte. Ebenso, wie gegebenenfalls eine Frau das unbedingte Anrecht auf den Thron hatte, war die Erbfolge der Frauen auch im Lehnrecht gesichert. Die Peersesses of England sind also von sich aus Herzoginnen, Marquisen, Gräfinnen, Vikontessen und Baroninnen. Sie besitzen jedoch nur das Recht, im House of Commons zu erscheinen. Da die englische Frau sich jetzt einer der Position des Mannes völlig ebenbürtigen Stellung erfreut und da die Minister aus den Mitgliedern des House of Commons gewählt werden, kann, dem Gesetz nach, die Engländerin Minister werden. Im Jahre 1908 erlebte England in der Person der Mrs. Garret Andersen seinen ersten weiblichen Bürgermeister, was auf Grund der „Local Government Act“ von 1894 möglich geworden war. Das Wahlrecht folgte erst zwischen 1918 und 1928 nach. Es ist also die Tatsache festzustellen, daß die Frauen in England — ehe sie die politischen Rechte besaßen — bereits an der Verwaltung des Landes teilhatten. Vom Jahre 1844 datieren die Anfänge zur Schutzgesetzgebung für die arbeitende Frau. Es ist, ebenso wie in andern Ländern, die Zeit, da die Entwicklung der Industrie derartige Maßnahmen nötig machte. Die bereits erwähnten Worte Blackstone's: „durch die Eheschließung werden Mann und Frau eine einzige juristische Persönlichkeit, d. h. die legale Existenz der Frau wird während ihrer Ehe aufgehoben oder ist mehr oder weniger in der des Mannes verkörpert und

verwurzelt", bezeichnen die klassische Auffassung des „Common Law“. Aus dieser Rechtskonzeption ergaben sich alle juristischen Rechte, Pflichten und Befugnisse der Ehegatten in ihrer Eigenschaft als solche. Die Zeit und die veränderten Verhältnisse haben eine völlige Wandlung in den Anschauungen über die eheliche Beziehung mit sich gebracht. Es ist heute eigentlich so, daß die Ehe für den Mann im wesentlichen die Verpflichtung bedeutet, der Frau die nötigen Existenzmittel zur Verfügung zu stellen, allerdings jeweils den Verhältnissen entsprechend. Durch diese letzte Einschränkung hat die englische Gesetzgebung in hervorragender Weise einen Ausgleich gefunden zwischen dem Grundsatz der ehelichen Gewalt und der Anerkennung des der Frau allein zustehenden Rechtes der Haushaltsführung. Im Fall einer Scheidung ist der Mann verpflichtet, für den Unterhalt seiner ehemaligen Frau weiter zu sorgen, gleichgültig, ob er sie verlassen hat oder ob sie gezwungen war, durch Verlassen der gemeinsamen Wohnung, sich einer unwürdigen Behandlung von seiner Seite zu entziehen. Das Einzige, was ihn von dieser Verpflichtung befreit, ist Ehebruch der Frau. Durch diese Maßnahme will man vermeiden, daß die Frau, mittellos, eventuell der Allgemeinheit zur Last fällt. Im übrigen ist der gesetzliche Zustand in der Ehe der der Gütertrennung.

In Amerika hat es erhebliche Kämpfe gegeben, ehe die Frau in den Besitz der vollen Bürgerrechte gelangte. Die Frauenfrage wurde dort in Zusammenhang mit der Frage der Sklavenbefreiung gebracht. Die ersten bescheidenen Schritte auf dem Wege zur Emanzipation der Frauen machte im Jahre 1869 der Staat Wyoming, damals noch ein Territorium. Er verlieh ihnen das Recht, die Schulkommissionen zu wählen. (School Suffrage.) Die Kämpfe gingen weiter, bis schließlich am 26. August 1920 der Endsieg errufen wurde, so daß von jenem Tage an sich die Frauen in ganz Amerika der vollen Bürgerrechte erfreuen. Zugunsten der arbeitenden Frau existiert wohl eine Anzahl von Schutzgesetzen, doch ist es z. B. nie dahin gekommen, einen Mindestlohn für weibliche Arbeitskräfte festzusetzen. In der Ehe genießt die Amerikanerin völlige Gleichstellung mit dem Mann. Er ist sogar verpflichtet, auch dann für ihren Unterhalt zu sorgen, wenn ihre pekuniäre Lage besser ist als die seine. Mit Ausnahme von Mississippi stellen alle Staaten das Verlassen der Familie durch den Mann unter Strafe. Es gibt zwei Formen für dieses Delikt: das Verlassen der ehelichen Wohnung und die Weigerung, den Haushalt zu erhalten. Die Gesetze, die dabei in Anwendung kommen, sind bekannt unter dem Namen: Lazy Husband's Laws.

In Italien ist die Frau verhältnismäßig stark in der Verwaltung des Landes tätig; so nimmt sie z. B. teil an den Versammlungen der Syndikate und der Korporationen und kann sogar den Vorsitz dabei führen. Ein Gesetz vom 20. März 1930 schloß die Frauen vom Nationalrat aus. Die Formel wurde in der Verordnung vom 5. Februar 1934 nicht wiederholt, so daß für die Frauen die Mitgliedschaft im Rat jetzt möglich ist. Sie sind zugelassen, unter den gleichen Bedingungen wie der Mann, zu allen Berufen und öffentlichen Posten, ausgenommen zu hohen juristischen, politischen und militärischen Funktionen. Sämtliche übrigen, besonders auch die freien Berufe, sind ihnen zugänglich. Ein Gesetz vom 26. April 1934 (in Kraft seit dem 12. August 1936) stellt die arbeitende Frau

und das minderjährige Mädchen unter staatlichen Schutz. In der Ehe hat die Italienerin volle Verfügungsberechtigung; die gesetzliche Form ist die der Gütertrennung. Da es in Italien — entsprechend der katholischen Auffassung — keine Ehescheidung gibt, so erscheint die Tatsache, der Gütertrennung befremdlich und sinnwidrig. Wir sehen hier, wie schon an anderer Stelle angedeutet, den Einbruch einer modernen Gesetzgebung in eine alte religiöse Tradition, und man darf die Frage aufwerfen, wie wohl schließlich dieser offenbar als Mißklang empfundene Zustand einerseits den weltlichen, andererseits den religiösen Bedürfnissen des Volkes angepaßt werden soll. Es ist jedenfalls interessant zu erfahren, daß Bestrebungen vorhanden sind, um neuerdings die Gütergemeinschaft wieder einzuführen.

Daß die Frau unter islamischem Gesetz keine politischen Rechte genießt, wird kaum Verwunderung erregen, wenn man die Voraussetzungen bedenkt, unter denen der Prophet seine soziale Ordnung schuf. Jedoch ist z. B. der Ägypterin die Betätigung in öffentlichen Ämtern nicht untersagt. Vielleicht erweist sich diese negative Tatsache für später als Ansatzpunkt zu einer positiven Entwicklung im Leben der ägyptischen Frau. Die Thronfolge ist allein dem Manne vorbehalten. Im übrigen steht der Ägypterin jeder freie Beruf offen; sie hat jedoch von all den verschiedenen Möglichkeiten bisher nur sehr geringen Gebrauch gemacht. Am aufschlußreichsten ist entschieden auch hier eine Betrachtung des Familienrechtes. Die Form der Eheschließung basiert noch auf Überresten der alten Kaufehe. Der Bräutigam stellt der Braut vor der Hochzeit eine seinen Verhältnissen entsprechende Summe zur Verfügung zur „Vorbereitung auf die Ehe“, d. h. daß er — praktisch — die Kosten für ihre persönliche Aussteuer trägt. Nach der Hochzeit hält er wiederum eine Summe bereit, um seine Frau im Fall einer Scheidung — das bedeutet hierbei allerdings: Verstößung — pekuniär sicherzustellen. Da die Frau bei der Heirat in das Haus ihres Mannes eintritt, so ist in Wirklichkeit die Lage die, daß sämtliche Kosten, die mit der Familiengründung verbunden sind, vom Mann bestritten werden. Die Erhaltung des Haushalts liegt allein ihm ob; er kann sogar zur Erfüllung dieser Aufgabe durch körperliche Strafen gezwungen werden. Wird die Ehe geschieden, so ist der Ehemann verpflichtet, seiner Frau die bei der Heirat festgesetzte Summe zu übergeben; außerdem hat er im ersten Jahr nach ihrer Trennung noch extra für ihren Unterhalt zu sorgen. Es versteht sich von selbst, daß während der Ehe die Frau über ihren persönlichen Besitz allein bestimmt. Wir sehen also hier, daß die ursprüngliche Form der Kaufehe sich in der Praxis zu einer hervorragenden Sicherung für die Frau entwickelt hat. Betrachten wir nun das Erbrecht, so müssen wir eine weitgehende Verschiedenheit von unseren europäischen Gebräuchen feststellen. Diese Verschiedenheit ist einerseits der notwendige Ausgleich zu den Verpflichtungen des Mannes als Ehegatte, andererseits ist sie die Folge des ganz anders gearteten Aufbaus der Familie. Wir dürfen nicht vergessen, daß dem mohammedanischen Mann vier Frauen in legitimer Ehe gestattet sind. Daraus ergibt sich naturgemäß eine entsprechende Erbfolge. Eine Sonderstellung in unserer Betrachtung nimmt die Türkei ein. Der jüngst verstorbene Atatürk hat in seiner großen Revolution auch den Frauen

seines Volkes eine der modernsten und fortschrittlichsten Gesetzgebungen gebracht, die wir kennen. Man kann hier nicht mehr von einem Einbruch in alte religiöse und soziale Ordnungen sprechen; hier hat ein Sturm alles, was einst existierte, fortgewischt, und etwas Neues ist entstanden, von dem wir allerdings nicht wissen können, ob es in seinen Einzelheiten wirklich schon ganz seelisches und geistiges Eigentum aller Volksschichten geworden ist. Denn während Evolution in einem langen Prozeß von innen nach außen Wandlungen schafft, werden durch den Willen eines Einzelnen tiefgreifende Veränderungen schroff und unvermittelt von außen oktroyiert. Es dauert gewöhnlich geraume Zeit, bis — auf diesem umgekehrten Wege — die Veränderungen durch das Bewußtsein hindurch, in die Tiefen des Unbewußten gedrungen, dort feste Wurzel geschlagen haben.

Die Türkei hat im wesentlichen das bürgerliche Recht der Schweiz übernommen und geht im Hinblick auf die Frau sogar noch über die Schweizer Gesetzgebung hinaus. Die Türkin ist also mit Ausnahme der militärischen Laufbahn zu allen Staatsposten zugelassen, ebenso wie zu sämtlichen freien Berufen. In der Ehe bedarf sie allerdings der ausdrücklichen oder stillschweigenden Einwilligung ihres Mannes zur Ausübung einer beruflichen Tätigkeit. Die finanzielle Grundlage der Ehe ist die der Gütertrennung (hier besteht z. B. ein Unterschied zur Schweiz, wo Gütergemeinschaft die Norm bildet), wie sie stets auch in der Zeit des islamischen Rechtes üblich war. Die Frau verwaltet ihr Vermögen und die Einkünfte aus ihrer Arbeit selbst oder wählt sich einen Ratgeber aus eigenem Entschluß, allerdings kann — im Gegensatz zur vorrevolutionären Zeit — der Ehegatte verlangen, daß sie zur Aufrechterhaltung des Haushaltes beiträgt, wenn er den Anforderungen nicht zu genügen vermag. — Die arbeitende Frau steht in der Türkei, ebenso wie anderswo, unter dem Schutz des Staates.

Es bleibt nun noch übrig, ganz allgemein ein paar Worte über einen besonders heiklen Punkt zu sagen: über das Unehelichenrecht. Heikel deshalb, weil die Gesetzgebung hier zwei Interessensphären zu beachten hat: die Sphäre der ohnehin besonders exponierten unehelichen Mutter mit ihrem Kinde und andererseits die legitime Ehe, die letztlich doch auch nichts weiter bedeutet als eine lebenslänglich gedachte Schutzeinrichtung für Frau und Kind. „La recherche de la paternité est interdite“: dieses Verbot bildete einstmals eine unübersteigliche Mauer um das Gebiet des offiziell sanktionierten Familienlebens. Seitdem man eine Bresche in diesen Schutzwall schlug, hat sich wiederum eine Kräfteverschiebung vollzogen, die die Gesetzgebung vor Schwierigkeiten ganz eigener Art stellt. Bei aller Notwendigkeit, den Mann zur Verantwortung zu ziehen, muß man sich klar darüber werden, daß eine starke Angleichung des Unehelichen an das Eheliche eine Gefährdung der Ehe überhaupt bedeutet, und zwar von der Frau her. Außerdem kommt hinzu, daß dadurch der letzte kümmerliche Rest einer matriarchalischen, d. h. in erster Linie biologisch, nicht juristisch gesehenen Lebensordnung, der im Unehelichenrecht noch erhalten war, verschwindet. Die eben erwähnte Kräfteverschiebung wirkt sich also zugunsten des patriarchalischen Gedankens aus. Sollte die außerordentliche Bewertung des Muttertums, der wir heute überall begegnen, neben manchem andern, nicht im tiefsten Grunde so etwas wie ein unbewusstes

Kingen um den Ausgleich kosmischer Kräfte bedeuten, das Geraderücken von einer Welt- und Lebensschiefheit und ein instinkthafes Ahnen „letzter Notwendigkeiten“? Jedenfalls sehen wir in der Gesetzgebung der Völker, wohl verschieden nach Charakterveranlagung und Kulturstand der Menschen, so doch immer wieder wie einen roten Faden das leidenschaftliche Bemühen, mit diesen elementaren und doch so komplizierten Dingen fertig zu werden.

In F r a n k r e i c h ist die Feststellung der Vaterschaft nur dann zulässig, wenn es sich dabei um einen unverheirateten Mann handelt. Das Kind, das sein Leben einem Ehebruch seines Vaters verdankt, kann von ihm nicht legitimiert werden. In E n g l a n d, umgekehrt, hängt die Möglichkeit der Legitimierung durch den V a t e r davon ab, ob die M u t t e r verheiratet ist oder nicht oder ob sie zumindest getrennt von ihrem Ehemann lebt. In A m e r i k a ist die Feststellung der Vaterschaft unter allen Umständen gestattet; jedoch besteht, juristisch, keine Verwandtschaft zwischen dem Vater und seinem illegitimen Kinde. In I t a l i e n hat es vieler Anträge und Proteste bedurft, um eine Reform des Unehelichenrechtes herbeizuführen. Früher war die Heranziehung des Mannes nur in Fällen von Entführung und Gewaltanwendung möglich. Das i s l a m i s c h e R e c h t setzt uns in Erstaunen durch die große Klugheit und tiefe Menschenkenntnis, die es bei der Regelung des äußerst schwierigen Problems beweist. Der mohammedanische Mann kann niemals ein Kind legitimieren, das er als sein eigenes, unehelich geborenes erklärt hat; doch steht es ihm frei, j e d e s Kind zu adoptieren, das er als das seine zu betrachten wünscht, vorausgesetzt, daß es nicht bereits einen gesetzlich anerkannten Vater hat und daß es im entsprechenden Lebensalter steht. Es ist also praktisch so, daß die eventuelle natürliche Verwandtschaft gerade durch die Adoption völlig verdeckt wird, und daß das adoptierte Kind den in der Ehe geborenen juristisch gleichgestellt ist. Die T ü r k e i besitzt auch auf dem Gebiet des Unehelichenrechtes die allernmodernsten Bestimmungen. Der Gesetzgeber hat hier sogar gewisse Sicherungen gegen Mißbrauch des Gesetzes durch die Frau eingeschoben zu müssen geglaubt.

Ein kaleidoskopartiges Bild des Lebens enthüllt sich uns bei der Betrachtung der rechtlichen und gesellschaftlichen Stellung der Frau in der Welt, und die Beschäftigung damit bedeutet einen Einblick in ein Stück Seelen- und Sittengeschichte der Völker, denn gerade die Beziehung der Geschlechter ist der Angelpunkt, von dem alles Leben ausgeht, in den alles Leben zurückströmt, und das Ringen um die bestmögliche Form wird nicht aufhören dürfen, solange Menschen über unsere Erde schreiten. Ein Wort des Paracelsus, das jener auf den Arzt münzte, mag, abgewandelt, auch auf den begnadeten Rechtsschöpfer zutreffen: im Herzen wächst der Gesetzgeber, aus Gott geht er, und der höchste Grund seiner Kunst ist die Liebe.

# Kanada – ein britischer Kontinent

Den Zugang bietet die C P R. Das heißt: Canadian Pacific Railway. „The world greatest travel system.“ Man liest es auf allen Kofferschildern, eingewebt in den Tischtüchern ihrer Dampfer, die zwei Ozeane überqueren. Liverpool über Kanada nach Australien und Neuseeland in 22 Tagen. Eine wirkliche Empire-Linie – und vielleicht die Beherrscherin Kanadas.

C P R – ein Zuganker des Kontinents zumindest. Denn Kanada ist ein Kontinent für sich. An Fläche größer als die Vereinigten Staaten, an Bevölkerung nur  $\frac{1}{13}$ . Ein Raum ohne Volk – eine Schachkammer, eifersüchtig bewacht vor den Schachgräbern, die von außen kommen müssen und derer es so sehr bedarf.

Aber zunächst ist Kanada eine *Landchaft*, in ihr verliert sich der Mensch, durch sie wird er geprägt. Eisiger Norden – so eisig, daß die Toten in den nördlichen Weizenprovinzen schon auf den Frühling warten müssen, ehe ihre Gebeine der Erde gegeben werden können. Man müßte die harte Erde sonst mit Dynamit öffnen. Freilich eine Wüste durch die Schuld des Menschen. Aber auch köstliche Wälder mit verträumten Seen. Unendliche Wälder, in deren Dunkel der Frühling zartestes Grün von Ahorn, Pappel und Birke hineintupft – und im Westen als eine Krönung dieses herrlichen Landes das Felsengebirge – die Rocky's, Dolomiten von unwahrscheinlicher Großartigkeit. Durch diese unermessliche Weite quält sich der Zug 4 Tage und 3 Nächte von Montreal bis Vancouver.

Die Bahn – Zuganker des Kontinents. Denn um sie gedrängt liegen die wichtigsten Siedlungen. Ihre Hauptstränge laufen parallel zur Südgrenze – die eine astronomische Linie ist –  $49^{\circ}$  nördl. Breite – ohne Festungen, Tanksperrren und Mißtrauen: 5000 Kilometer lang – bewacht von einigen tausend Polizisten. Von der Bahn aus ist dieses Land erschlossen worden. Ihre Gleise fraßen sich zuerst in die Wildnis und zogen die Menschen nach. Mit besonderem Tempo im Krieg – fast verdoppelte sich das kanadische Bahnnetz von 1913 bis 1919 – hervorgerufen durch die besonderen Kraftanstrengungen Kanadas während des Krieges. Riesige Lieferungen an Kriegsmaterial und Lebensmitteln – von damals 8,5 Millionen Einwohnern 450 000 Soldaten, von denen etwa 60 000 die Heimat nicht wiedersehen – und als böses Erbe eine erdrückende Schuldenlast. Andererseits entwickelten die Kriegslieferungen Kanadas Land- und Fabrikwirtschaft gewaltig. Diese Vergangenheit macht Kanada fähig, auch heute wieder Englands größte Rüstkammer zu sein. Nicht nur Nahrungsmittel, die im Weltkriegsengland vorwiegend kanadisch waren, Rohstoffe für Englands Rüstungsbetriebe (siehe unten) – nein, auch fertige Kampfgeräte: Waffen, Munition und Flugzeuge neben Fahrzeugen aller Art kann die kanadische Industrie liefern, wenn der berühmte „Punkt“ Englands erreicht ist. Aber werden die Dominions – unter ihnen das selbstbewußte Kanada – wirklich wieder für England bluten? Die Frage wird sich beantworten, wenn wir später einige weitere Tatsachen betrachten.



*Der „Transcontinental“ in den Rocky's*

Neben der Bahn gewinnt ein anderes Verkehrsmittel an Bedeutung — das Flugzeug. Oft waren die Pioniere, die am Athabaska, am großen Bärensee, nach seltenen Metallen schürften, ohne Nahrungsmittel und ärztliche Hilfe aus der



*Aufteilung des Landes in rechtwinklige Flächen (sections)*

Luft verloren gewesen. In weitem Umfang sind fliegende Transporter eingesetzt. Die hochwertigen Radiumerze (Uranpechblende) und Gold und Platinerze lohnen diesen teuren Transport. So fliegen sie oft Hunderte von Kilometern zur Verhüttung.

Kanada — Land der Superlative: 90% der Weltproduktion an Nickel, das drittgrößte Goldland, der drittgrößte Kupferproduzent, der viertgrößte Bleilieferant, der zweitgrößte Zinkproduzent der Erde, Silber, Mangan, Chrom, Kobalt, Molybdän, Wolfram, Uranpechblende, Platin, Glimmer, Korund, Kali, Erdöl, Quecksilber, 85% der Weltproduktion an Asbest, Phosphate, Tonerde, Eisen, Zement, Kohle, welches Mineral hätte es nicht? Es wird nicht mehr lange dauern, bis die Ausfuhr an Metallen Kanadas Ruhm, der größte Weizenlieferant der Erde zu sein, übertrifft. Aber noch führt Kanada Kohle und Eisen ein, obwohl seine Vorräte an diesen Mineralien ungeheuer sind. Unergeschlossen harren sie der Schatzgräber.

Ein anderer Superlativ: auf einem Areal, das 17mal größer als Deutschland ist, braucht es nur einen Menschen pro Quadratkilometer zu ernähren — die niedrigste Quote aller amerikanischen Länder. Und nur vier Menschen pro Quadratkilometer bebaubaren Landes.

Von den 9,5 Millionen Quadratkilometer dürften etwa 36% Wald, mindestens 17% kultivierbarer Boden und etwa 6% Seen und Flüsse sein. Heute



Winnipeg. Weizenzentrum Kanadas. Noch 1870 eine Poststation mit einigen hundert Einwohnern, heute die drittgrößte Stadt Kanadas



Siedlung in Saskatchewan

Aufnahme: Ilse Schreiber

sind erst 7% der Gesamtfläche des Landes — das ist weniger als die Hälfte des unbedingt bebaubaren Landes — landwirtschaftlich genützt.

Vielleicht ist Kanada das wasserreichste Land der Welt. Auch die heute schon ausgebauten Wasserstraßen haben ein beachtliches Potential: die fünf großen kanadisch-amerikanischen Binnenseen tragen eine Tonnage größer als die Deutschlands. Durch den Sault-St.-Marie-Kanal zwischen Oberen und Huronsee gingen 1925 rund 80 Millionen Registertonnen, durch den Suezkanal nur 27 Millionen. Montreal ist vom Oberen See auf dem Wasserweg erreichbar. Die Kanalfragen spielen wegen ihrer Bedeutung für die Frachten der Massengüter (Weizen, Erz) eine erhebliche Rolle. Sicherlich ist Kanada noch der größte Holz-, Zellstoff- und Zeitungspapierlieferant der Erde. Sein Reichtum hat zur Entwicklung einer mächtigen Zellstoff- und Papierindustrie geführt — sein Fischreichtum ist sagenhaft und drückt sich in Millionenjahren seiner Ausfuhr aus. Die „weiße Kohle“ zieht ihrerseits die Aluminiumerzeugung nach sich. Am Oberlauf des Saguenay wird ein Werk mit einer phantastischen Produktion aufgebaut. Ein Zeichen, wie günstig das amerikanische Kapital die Zukunftsaussichten dieses Metalles beurteilt.

Wenn das so ist, wie kommt es dann, daß 1936 noch 15% aller Gewerkschaftsmitglieder — also der qualifizierten Arbeiter — Unterstützung bezogen? (Dabei ist die Zahl der Arbeitslosen und damit die Not sicher viel größer, da nicht alle wirklich Erwerbslosen vom Staate erfaßt werden.) So paradox es klingt: Hätte Kanada auf seinem weiten Gebiet statt 10,5 Millionen 50 Millionen zu ernähren, es hätte vermutlich weniger Sorgen. Diesem Produktionsgebiet fehlen



*In den kanadischen Rocky's bei Banff*

die Verbraucher. Wenn etwa 10% der Bevölkerung nur Weizen und Hafer „fabrizieren“, so müßte das ganze soziale Leben in Unordnung kommen, wenn dem Weizen etwas passiert. Und in den letzten zehn Jahren ist ihm entsetzlich viel passiert.

Der Überbedarf der ausgehungerten Nachkriegswelt führte, begünstigt durch Notfordernten zur ungeheuren Ausweitung der Weizen„fabrikation“\*. Man sah nur das Geschäft, brach unter dem Masseneinsatz von Maschinen immer mehr Land um, das besser Steppe geblieben wäre, legte sich Maschinen, Klaviere und allerlei Luxus zu — auf Abzahlung — bis eines Tages die Preise ins Bodenlose fielen — weit unter die Herstellungskosten. 1929 kostete der Bushel Weizen (etwa 36 l) 1.50 Dollar, 1932 nur noch 0.50 Dollar. So fiel von 1926 bis 1931 der Wert der landwirtschaftlichen Produktion von 1714 Millionen Dollars auf 839 Millionen Dollars, die Weizenproduktion von 407 Millionen Bushel 1926 auf 275 Millionen Bushel 1934, einen ungeheuren Existenzverfall eines wesentlichen Bevölkerungsteiles nach sich ziehend. Immer lauter wird daher der Ruf: Los von der „Mono“kultur — treibt „mixed farming“! Aber diese Annäherung an die europäische Bauernarbeit — möglichste Selbstversorgung mit allen anbaufähigen Landprodukten, Abgabe des Überschusses an vielfältigen Erzeugnissen an die nächsten stadähnlichen Siedlungen, setzt eben voraus, daß es genug davon gibt.

\* Weltweizenproduktion durchschnittlich 1911 — 1914 rund 3,8 Milliarden Bushel, 1928 bis 1932 rund 4,6 Milliarden Bushel.

Das Fehlen des Bauerntums, die Weizen„fabrikation“ schuf den Typ des „suitecase farmers“, des Mannes, der in der nächsten Stadt wohnt und mit seinem „Koffer“ in einem nagelneuen Buick oder Chrysler auf die Prärie fährt, dort mit ein paar „farmhelps“ auf riesigen Traktorpflügen viele Reihen auf einmal umbricht, mit Sämaschinen die Saat einbringt — das muß in wenigen Tagen erledigt sein — dann zur Stadt zurückfährt und wartet. In vielen Weizen-gegenden Kanadas dauert es vom Umbruch des Bodens bis zur Ernte nur 100 Tage. Wenn der goldene Weizen seine schweren Ähren im Winde wiegt, rollt der „suitecase“-Mann wieder aufs Land, setzt sich oder seinen „help“ auf die „combine“ — den riesigen Mähdrescher — und erntet. Aber er muß eilen. Es ist schon vorgekommen, daß die Männer Ende Juli nach einem Tage glühender Hitze morgens bei Kälte erwachten und ihre goldene Pracht unter der Schneelast eines Eisturms begraben sahen. Kanada ist ein Kontinent der Gegensätze, und so ist auch sein Klima — zumal seinen atlantischen Küsten der Ausgleich warmer Meeresströmungen fehlt. So hat man Jahr um Jahr Raubbau getrieben, immer mehr Grasland unter den Pflug genommen (die Weizenbaufläche stieg in den letzten zwanzig Jahren etwa um 50%), ohne auf die Stürme zu achten, die über die weiten Ebenen des Mittelwestens heulen. Und eines Tages zeigte es sich, daß diese Stürme nicht nur die Saat, sondern auch die Humusschicht des Bodens auf Nimmerwiedersehen davongebblasen hatten. Und diese Wüsten — nackte gelbe Sandwüste oder blaugrauer Staub, der schon bei ruhigem Wetter die Fahrt durch Südalberta und die beiden Dakotas in USA. unangenehm macht, ergießen sich — durch den Sturm aufgewühlt — oft wie eine Springslut über die junge Saat und ersticken sie.



*Siedlung in Ontario — sie könnte ebensogut in Finnland liegen*

Die Fachleute schätzen, daß in den Weizenprovinzen Kanadas und USA. ein Gebiet von rund 400 000 Quadratkilometer — das ist mehr als die Fläche Polens — für immer für die Kultivierung vernichtet ist. Auf diesem Gebiet wohnen über 3 Millionen Menschen, die dem Elend preisgegeben und die ohne staatliche Hilfe verkommen wären. So setzten energische Gegenmaßnahmen (soil conservation service) der Regierung von USA. und Kanadas ein: Eindämmung der Wüstengebiete durch ein System künstlicher Teiche (pools), nachdem die künstliche Entsumpfung der Prärie zwar die Moskitos, aber auch die Bodenfeuchtigkeit vernichtet hatte. Anpflanzung von Grasland und Viehzucht gegen zu weit gehenden Umbruch des Bodens (stripe farming). Schließlich der gigantische Plan eines Waldgürtels gegen die Wüstengebiete — der freilich zu seiner Durchführung Jahrzehnte bedarf, wenn er überhaupt durchführbar ist.

Die Farmer, die vom Staubsturm verschont blieben, bringt die Dürre um ihrer Mühe Lohn. Es gibt in Südsaskatchewan Distrikte, in denen von 1930 bis 1937 in der Reifezeit des Weizens kein Tropfen Regen fiel — vielleicht eine Folge der Klimaänderung durch die Bodenverwüstung. So ist es nicht besonders erstaunlich, wenn in diesen gequälten Gebieten die Menschen an Zauberkünstler glauben und die Heilung von „Systemen“ erwarten. Die enttäuschten Farmer sicherten dem ehemaligen Schullehrer und jetzigen Premierminister Aberhardt in Alberta eine überwältigende Mehrheit für sein Wirtschaftsprogramm „social credit“, das stark an Silvio Gesell erinnert. Aber auch dieses Mittel, das Alberta in einen Ver-



*Die Silhouette von Montreal am St. Lorenz. Durch die Riesenbrücke fahren Ozeanriesen*



Aufnahme: Ilse Schreiber

Die „Combine“, der Mähdrescher, an der Arbeit

fassungskonflikt mit der Dominionregierung brachte, konnte das Farmerland nicht fühlbar erleichtern.

Aber zum Glück für Kanada gibt es nicht nur Weizen. Die Mineral- und Erzproduktion steigt im Zeitalter der Aufrüstung sprunghaft. (Produktionswert 1931: 230 Millionen Dollars, 1936: 361 Millionen Dollars.)

Während 1934 die Ausfuhr an Whisky (16 Millionen Dollars) z. B. noch die an Kupferbarren (15,5 Millionen Dollars) übertraf, wurden 1936 bei einer Gesamtausfuhr von 849 Millionen Dollars für 283 Millionen Dollars Metalle, Mineralien und ihre Produkte ausgeführt. Die Ausfuhr an Weizen und Weizenmehl hatte 1921 noch 376 Millionen Dollars betragen — 1934 waren es nur noch 138 Millionen Dollars. 1936 exportierte man an landwirtschaftlichen Erzeugnissen für 242 Millionen Dollars. Dazu kamen Tiere und ihre Produkte für 100 Millionen — davon allein für Fische 24 Millionen Dollars. Holz und seine Produkte jedoch für 180 Millionen Dollars — davon Zeitungspapier fast 80 Millionen Dollars. Automobile führte man für 11,4 Millionen Dollars aus — meist in Kanada montierte amerikanische Wagen, um die Vorzüge der Empirezölle zu genießen.

Die Entwicklung von Kanadas Handel zeigt folgende Tafel:

	1911	1916	1931	1935	1936	
Export:	274	741	799	756	849	} Zahlen in Millionen Dollars
Import:	453	508	906	522	562	
	727	1429	1706	1278	1311	



*Das Gesicht des „mittleren Westens“. Die endlose Straße der Bahn und die „Elevators“ — Getreidespeicher, die Collin Roß „Leuchttürme der Steppe“ nennt. Diese kanadischen Stationen gleichen sich oft wie ein Ei dem andern*



*Niagarafälle aus dem Flugzeug      Aufnahmen: Dr. Ernst Brödner*

1931 stand Kanada an fünfter Stelle im Welthandel — hinter Großbritannien, USA., Deutschland, Frankreich und vor Japan, Belgien und Holland. Heute dürfte es von Japan überholt sein.

Trotz Ottawa sind die Handelsbeziehungen Kanadas zu den Vereinigten Staaten enger als zum Mutterland. Bereits 1920 betrug der Handel (insbesondere der Einfuhren) mit England schon nicht mehr die Hälfte dessen mit USA.

	British Empire		USA.	
	1921	1936	1921	1936
Kanadas Import:	21,5 %	31,6 %	69,0 %	56,8 %
Kanadas Export:	33,9 %	47,0 %	45,6 %	42,4 %

Im Kriege war England Kanadas bester Kunde, dann verlor es diese Rolle, gewann aber nach der Ottawa-Konferenz wieder erheblich an Boden. Durch die Empire-Konferenz von Ottawa haben sich zwar die Handelsbeziehungen zwischen den Empiremitgliedern gebessert (1929 war das Empire, alle Kolonien und Dominions nur mit 54% am gesamten Außenhandel Englands beteiligt. 1938 aber schickte England über 50% seiner Ausfuhr nach dem Empire und bezog von dort 41% seiner Einfuhr). Das Schwergewicht des kanadischen Handels aber geht heute fast zu gleichen Teilen nach USA. und dem Empire.

Trotzdem ist Kanada britisch in seinem Denken und in seinem politischen Handeln, und so dürfte es wohl für absehbare Zeit auch bleiben. Zu lange wirken in den Seeprovinzen englische und französische — also europäische Traditionen im gesellschaftlichen und geistigen Leben, und wenn auch Toronto und selbst Montreal-City als typische amerikanische Wolkentrakerstädte erscheinen — in den Wohnvierteln Montreals meint man in England zu sein, und Quebec hat noch ganz den Zauber bretonischer Städte bewahrt.

Als Glied der USA. wären die neun Provinzen wenige Staaten unter vielen, als Dominion of Canada aber sind sie gleichberechtigtes, selbständiges Glied eines Weltreiches, was auch wirtschaftlich seine Vorzüge hat — trotz aller Verflechtung mit USA.

Dieses britische Denken ist wesentlich durch die geschickte Art erreicht, mit der England die Franko-Kanadier, jenen Fremdkörper in der angelsächsischen Mentalität, zu behandeln wußte und aus den erbitterten Feinden der Kolonialkriege wohlwollende Bürger des Britischen Reiches machte.

Die Franzosen werden ihr Volkstum vor allem durch ihre starke Fruchtbarkeit erhalten. Bauernfamilien mit sechzehn Kindern sind in der Provinz Quebec keine Seltenheit. Die Franzosen finden auch nichts dabei, sich mit Indianern zu kreuzen. Wenn man kanadischen Ansichten glauben darf, so stellen diese Mischlinge eine besonders zähe, harte Rasse dar, die selbst mit dem unwirklichen Norden Kanadas fertig wird und in den nördlichen Minen und Wäldern geschäftig ist.

Neben den beiden großen Volksgruppen der Briten und Franzosen folgen zahlenmäßig in weitem Abstand die Deutschen, die wieder in ihrer Mehrzahl Volksdeutsche — nicht Reichsdeutsche sind. Sie stammen aus der Ostmark, von der Wolga und aus der Ukraine, haben das Reich nie gesehen und hängen doch seit Generationen mit lebendiger Treue an ihm. Es ist kein Zufall, daß die Deut-

schen vom Dnjepr und der Wolga, die dem bolschewistischen Terror entflohen, gerade in Kanada wieder Wurzel schlagen konnten. Klima und Boden, Weite und Art des Landes am Nordsaskatchewan und in Manitoba ähneln sehr der Ukraine.

Unsere Landsleute sitzen meist in Neuschottland (in Lunenburg seit 1753), Ontario, wo die Stadt Berlin — jetzt Kitchener — überwiegend deutsch war und Saskatchewan, das viele deutsche Siedler der Nachkriegszeit aufweist.

Bemerkenswert ist in diesem als Siedler- und Agrargebiet erschlossenen Kontinent die europäische Krankheit der Landflucht. 10% der Bevölkerung wohnen in einer einzigen Stadt — Montreal.

		1936
Noch 1911 waren mit Ackerbau, Jagd- u. Waldwirtschaft	1 000 000 = 42,3 %	tätig 36,8 %
im Bergbau	62 000 = 2,7 %	1,8 %
Handel und Verkehr	500 000 = 55,2 %	17,6 %
Manufaktur	497 000 = 17,8 %	18,2 %

Seit 1901 hat sich die Bevölkerung verdoppelt.

Während 1901 bis 1911 1,7 Millionen einwanderten, stieg die ländliche Bevölkerung nur um 500 000.

1911 lebten	55 %	auf dem Lande
1931 nur noch	46 %	auf dem Lande, und unter diesen nur 31 % auf Farmen.

Vermehrt wurde diese Tendenz durch das Farmerelend der letzten Jahre.

Man möchte diesem unerhört reichen Lande zwei Dinge wünschen: mehr Menschen und eine einheitlich gelenkte Wirtschaft. Nicht als ob es an klugen und einsichtigen Männern in Ottawa und in den Provinzregierungen fehlte — wir machen uns leicht von den Qualitäten auswärtiger Staatsbeamter und Selbstverwaltungskörper falsche Vorstellungen — aber ihre Bemühungen sind doch zu oft durch Interessenvertreter gehemmt. Mit der ungezügelten Jagd nach dem Dollar, der Spekulationslust und dem Drang, ohne Mühe und nur durch einen guten „Dreh“ schnell reich zu werden, ist noch niemals auf die Dauer ein Land zur Blüte gebracht worden. Die USA. sind ein warnendes Beispiel. Es ist zu hoffen, das hier eine glückliche Paarung aus französischer Bauernsolidität und britischem common sense dem „britischen Nordamerika“ die wirtschaftlichen Schicksale seines Nachbarn ersparen wird.

## Von Kivi bis Sillanpää

Als eine einheitliche Erscheinung wird man die Dichtung eines Volkes immer nur insoweit bezeichnen können, wie sie in ihren wesentlichen Werken von einem Ethos erfüllt ist, das den Geist über die Selbstdarstellung hinaus zur Selbstverantwortung hinführt. Einzig unter diesem Gesichtspunkt kann es auch erlaubt sein, von einer Entwicklung zu sprechen, nicht im Sinne des einfachen Fortschreitens, sondern im Sinne einer ideellen Handlung, in der sich der Geist von Akt zu Akt entfaltet, verwirklicht und deutet. Leichter als an den umfangreichen Literaturen der kulturellen Großmächte Europas läßt sich eine solche ideelle Entwicklung an der neueren finnischen Literatur studieren; es sei deshalb versucht, an einigen ihrer hervorragenden Erscheinungen die einzelnen Akte jener Handlung von dem nach seiner Freiheit und Wahrheit verlangenden Geiste sichtbar zu machen.

Die wesentlichsten Momente der Entwicklung enthält bereits der die neuere finnische Literatur gleich einer großgefügtten Ouverture einleitende Roman „Die sieben Brüder“ des unglücklichen Aleksis Kivi (1834–1872). Um so erstaunlicher ist dieses Werk, als es zu einer Zeit entstanden ist, wo es in Finnland an all den glücklichen Voraussetzungen fehlte, die gewöhnlich die Entstehung eines klassischen Werkes begünstigen. Das finnische Volk befand sich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts nicht nur in staatlicher Abhängigkeit von Rußland; auch seine geistige Selbständigkeit, seine sprachliche Kultur, mußte es noch gegen den Führungsanspruch des schwedischen Geistes durchsetzen, unbeschadet aller Gemeinsamkeiten, die das finnische und das schwedische Element zu einer Nation vereinigen. Gleich Elias Lönnrot, der dem finnischen Volk mit der Veröffentlichung des „Kalewala“ (1835) die tiefste, gleichsam mythische Bestätigung seiner nationalen Bestimmung gab, wuchs Aleksis Kivi in unsäglicher Armut und Bedrängnis in einem südfinnischen Kirchspiel auf. Während aber Lönnrots Lebensweg allmählich aus der Niederung hinausführte, verlor sich Kivis Weg früh in Not und geistiger Umnachtung. Wie jedoch oft gerade die von tragischer Schwermut beschatteten Dichter Meister der heiteren Kunst sind, so hat auch Kivi neben der Tragödie des Kalewala-Helden Kullervo seinem Volk in den „Heideschustern“ eine der besten Komödien geschenkt. Beides aber, Schwermut und Heiterkeit, ist zu vollendeter Einheit verschmolzen in Kivis Hauptwerk, dem Roman von den sieben Brüdern\*. Die weitverzweigte deutsche Literatur hat dem finnischen Roman, außer etwa Stifters „Witiko“, nichts Entsprechendes an die Seite zu stellen, was im gleichen Maße den Volksgeist in seiner urbildartigen Ganzheit als eine in sich selbst gegliederte Individualität sichtbar machte. In Kivis Roman entfaltet sich der finnische Volksgeist innerhalb seiner Welt, aber nicht in der Art des geschichtlichen Werdens, vielmehr in seiner natürlichen Un-

\* Deutsche Übersetzung von Heidi Hahn-Blöfeld. Eine spannende Szene darans wurde veröffentlicht in „Reclams Universum“.

mittelbarkeit, im Kampfe mit sich selbst und mit den Mächten der Natur. In vierzehn Kapiteln erzählt Kivi, wie die sieben Brüder, Erben eines verwahrlosten Bauerngutes, sich in die Wäldereinöde zurückziehen, um dort, unbehelligt von weltlichen und kirchlichen Geseßen, ein wildes Jägerleben zu führen. Dieser Weg der Flucht geleitet sie indessen unter Abenteuern mancher Art zu sich selbst und ihrer Bestimmung zurück. Gehärtet durch die Kämpfe mit Bären, Wölfen und Ochsen, geläutert durch die Überwindung ihrer eigenen Dämonen, beginnen sie ein neues, männliches Tagwerk, indem sie mit der harten Erde und mit den frostigen Sümpfen ringend sich in ihrer Einöde ein neues Bauernland erobern, „um schließlich aus der wirrigen Einöde des Jammers auf eine weite, freie Lichtung zu gelangen“. Der äußere Umkreis, in dem sich die abenteuerlichen Jugendjahre der Brüder abspielen, ist nicht weit; aber diese Welt ist in sich voller Tiefe und Hintergründe, angrenzend an das düster lockende Reich märchenhafter Gestalten und dämonischer Erscheinungen, qualvoller Visionen und goldener Träume. Eine glückliche Spannung zwischen tiefwurzelndem Wirklichkeitsinn und pathetischer Phantasie zeichnet Kivis Epos aus. Die Lust an blutiger Schlägerei und an verwegenen Jagden ist den Brüdern ebenso angeboren, wie die Freude an besinnlichem Fabulieren und die Neigung zu träumerischem Schwarm. Ausbrüchen unbändiger Wildheit folgen Anwandlungen frommer Zerknirschtheit und redseliger Reue. In dieser Gespanntheit zwischen naivem Realismus und schwärmerischem Pathos besteht aber recht eigentlich Kivis Humor.

Nicht weniger als die Schilderungslust des echten Epikers, der sich in einer homerisch anmutenden Gleichnissprache und einer oft biblisch feierlichen Rede-weise ergeht, ist an Kivi die Meisterschaft des Bauens und Ordnen zu bewundern, welche die gezügelte Kraft des Dramatikers verrät. Läßt er doch die Brüder in allen wesentlichen Abenteuern und Arbeiten als ein einziges großes Individuum auftreten. Andererseits hebt er die einzelnen Brüder wiederum durch eine Fülle von Einzelzügen und durch gelegentliche kleine Einzelgeschicke voneinander ab. Ohne den Roman in Nebenhandlungen zu verzetteln, bringt es Kivi fertig, jeden Einzelnen als ein unvergeßliches Original vor den Leser hinzustellen, das eine der Brüderschaft gemeinsame Eigenschaft in besonderer Ausprägung verkörpert, herrisches Ungestüm oder pastorale Besonnenheit, scharfzüngigen Wis oder ekstatisches Schwärmertum. Wie in einer glücklich durchgeführten polyphonen Komposition sind die Stimmen verteilt, so daß sich mal die eine, mal die andere im Vielloß dramatisch angeordneter Gespräche hervortut, bis sich dann wieder alle Stimmen zu einem einzigen Schrei der Freude, der Wut oder der Qual vereinigen. Im Epilogkapitel schließlich begegnen wir jedem der Brüder in seiner nunmehr eigenen Welt. Noch einmal, ehe das Ganze in einem gemeinsamen Weihnachtsfest einen friedevollen Abschluß findet, treten die Dämonen, die mühsam gebändigten, in individueller Deutlichkeit ans Licht. Ungeheuerlich macht sich noch einmal Juhannis jäher Sinn in einer tobenden Gotteslästerung Luft, und Simeoni, in Seelenverwirrung, bereitet sich selber beinahe einen gewaltsamen Tod. In der Gestalt Eeros aber gelangt der in seiner Mannigfaltigkeit entfaltete Volksgeist über die natürliche Unmittelbarkeit hinaus zu einem helleren

Weltbewußtsein: „Das Vaterland war ihm nicht mehr ein unbestimmter Teil einer unbestimmten Welt, von dem man nicht wußte, wo und welcherlei er war, sondern er wußte, wo dieses Land lag, dieser teure Winkel der Welt, wo Suomis Volk wohnt, schafft und kämpft.“

Kivis Roman zeigt die Selbstentfaltung des finnischen Menschen in der natürlichen Unmittelbarkeit; in der geschichtlich bestimmten Situation stellt ihn das Hauptwerk des in schwedischer Sprache schreibenden Klassikers der finnländischen Literatur Johann Ludwig Runeberg (1804–1877) dar. Obschon Runeberg die finnische Sprache selbst nicht erlernte, empfing er die entscheidende Anregung für seine Dichtung durch die Begegnung mit dem bodenständigen Finnentum; namentlich die Jahre, die er als junger Hauslehrer in dem einsamen und armen Waldgebiet von Saarijärvi verbrachte, wurden richtunggebend für sein Schaffen; die Konzeption seiner bedeutendsten Werke verdankt er den Erfahrungen und Begegnungen dieser Zeit. Von der zu lyrischer Rhetorik neigenden gleichzeitigen schwedischen Literatur, die er ablehnte und in literarischen Schriften bekämpfte, unterscheidet sich seine Dichtung aufs deutlichste durch den finnrischen Einschlag. Sein männlicher Realismus erkannte als alleinige Lehrmeister die Natur und die Antike an. Nicht so sehr lyrischer, wie epischer Art ist Runebergs Dichtertum; um konkrete Situationen und greifbare Gestalten kristallisieren sich zumeist auch die kleineren seiner Gedichte. Der soziologischen Struktur des Volkes entspricht der Aufbau seiner epischen Werke: „Die Elchjäger“ spielen in der gleichen bäuerlichen Sphäre, welche er auch in seinem berühmten Aufsatz über das Kirchspiel von Saarijärvi geschildert hat; das kleine Epos „Hanna“ spielt in der Sphäre eines geistlichen Hauses, ein späteres Epos „Der Weihnachtsabend“ in finnländischen Adelskreisen.

„Alle Poesie wurzelt in den religiösen Vorstellungen eines Volkes“, betont Runeberg. Seine Epen, die zum Teil in klassischen Hexametern den patriarchalischen Geist eines altertümlich anmutenden Volkslebens verherrlichen, sind gleicherweise von religiösem Idealismus wie von nationalem Realismus getragen; sein Wirklichkeitsinn ist durch sein christliches Ethos geadelt. Runeberg hat einen scharfen Blick für das Charakteristische, für die individuelle Eigentümlichkeit, aber dieser Blick strahlt auch die Liebe eines großen Herzens aus. Sein objektiver Individualismus bewährt sich vor allem in dem großen patriotischen Balladenzyklus „Die Erzählungen des Fährichs Ståhl“, jenem Werk, um dessentwillen er nach Kivi der am meisten geliebte Dichter Finnlands ist; es ist die dichterische Repräsentation des finnischen Volkes, das hier in individuellen Gestalten und charakteristischen Situationen des unglücklichen Krieges von 1808/09, der die Lösung Finnlands von Schweden und seine Vereinigung mit Rußland zur Folge hatte, dargestellt wird. Der General tritt auf und der heldenhafte Bettler, der Trostkutscher, der Korporal und die Marktentenderin. Aber auch die Gegenseite wird in ihrem edelsten Vertreter, einem Kosakengeneral, gegenwärtig; nationale Selbstüberhebung jeglicher Art ist dem idealen Realismus Runebergs fremd. Seine Religiosität erschloß ihm die Tiefe jeder Menschenseele. Eine der letzten Arbeiten des durch einen Schlaganfall bereits gelähmten

Dichters, eine kurze Novelle, läßt uns in ein finsternes Turngemach der Festung Savonlinna schauen, wo sich einige Gefangene damit unterhalten, daß sie einen siebzehnjährigen Mitgefangenen wie in einer gerichtlichen Untersuchung verhören. Wie aber aus diesem Spiele Ernst wird, wie das Bild einer glücklichen Kindheit, einer seligen Landschaft, gleich einem unsagbar schmerzenden Lichtstrahl in die verdüsterten Seelen der Gefangenen bricht, wie sich hier Schreckliches und Schönes, Fluch und Liebe begegnen, dies alles ist mit einer eindringlichen Verhaltnis erzähl, deren nur ein großer und gütiger Mensch fähig ist. Koskenniemi, der bedeutende Lyriker und Literaturhistoriker der Universität Turku, bezeichnet Runeberg einmal als den „Homer des Bettlers Aaron“, wobei er jenen armen Alten im Sinne hat, der in dem Epos „Die Elchjäger“ auftritt und dort der Bauernfamilie erzählt, wie er einst, von Unglück heimgesucht, seinen eigenen verpfändeten Hof verlassen mußte gleich manchem Anderen in Jahren der Missernte und des zeitigen Frostes. Doch nicht aus Gnade und Barmherzigkeit wird hier der obdachlose Bettler von der Bauernfamilie aufgenommen und beherbergt, sondern als ein Gast des Hauses, und wie jeder andere Gast wird er vom Bauern selbst im Schlitten zum Nachbarhose gefahren. Aaron ist, wie die immer wiederkehrende Wendung lautet, „der geachtete Bettler“. „Ich weiß nicht“, sagt Koskenniemi in seiner Jugendgeschichte „Gaben des Glücks“, „ob ich noch drei Worte nennen kann, die für Runebergs Sonderart bezeichnender wären, als das epitheton ornans des Bettlergreises.“

Einen Sieg des menschlichen Herzens über das Schicksal bedeuten Runebergs drei Worte; Daseinsnot und Menschenwürde spricht sich in ihnen in klassisch edler Einfachheit und stiller Größe aus. Bei weitem problematischer ist die seelische Situation in des genialen Johannes Linnankoski (1869–1913) Spätwerk „Die Flüchtlinge“. Das Moment der Sündhaftigkeit, welches sich in dem naiven Denken und Empfinden der sieben Brüder als eine objektive Gegebenheit geltend macht, ist hier Gegenstand der schmerzhaften subjektiven Reflexion. Linnankoski erzählt das Schicksal eines alten Mannes, der weniger um der Liebe als um der Ehre willen eine junge Frau an sich bindet. Ihr sich allmählich offenbarender Ehebruch bestimmt aber nicht nur ihr eigenes und ihres Mannes Geschick, sondern das Schicksal ihrer ganzen, an der unglücklichen Ehe mitschuldigen Familie, die nun aus Furcht vor der endgültigen Aufdeckung des Betrugs ihren bisherigen Wohnsitz verläßt und in einer anderen, fremden Landschaft heimisch zu werden versucht. Gleich einem Gewölk beschattet sie aber das Geheimnis ihrer Flucht. Die Verschwiegenheit, das gegenseitige Sichbelügen, die Furcht voreinander und das qualvolle Gebundensein in die gleiche, gemeinsame Atmosphäre der Angst und der Sündhaftigkeit, all diese Momente wirken hier wie Krankheitserscheinungen eines sich selbst verzehrenden Organismus. Die Hofgemeinschaft, die Familie ist innerlich erkrankt; aber eben dieses seelische Widereinanderstreiten ihrer einzelnen Elemente erweist erst recht die einheitliche Bestimmung des in sich selber entzweiten Organismus. Heilung vermag nur jene ethische Wendung zu bringen, die durch das Schuldbekenntnis des Einzelnen die unheilvolle Bindung aufhebt, indem sie eine höhere Gemeinschaft verwirk-

licht, die Gemeinschaft der in religiöser Liebe Vereinten. Untela, die Hauptperson der Erzählung, ist darüberhinaus auch ihre bedeutendste Gestalt, weil sich in ihm diese Wendung am entschiedensten vollzieht; sein eigenes Leid befreit ihn aus der Vereinsamung und macht ihn zum Mitleidenden derer, die ebenso mit Schuld und Leid belastet sind wie er. Sich versenkend in die Leidensgeschichte des Neuen Testaments wird er reif für die Erkenntnis des dort verkündeten Ethos, welches Güte und Erbarmen lehrt; empfänglich wird er nicht nur für das Leid derer, die mit ihm leben; sein Mitleid umfängt auch diejenigen, die vor ihm auf dieser Erde wandelten. Tiefer versteht er nun die Sprache der Erde, feierlicher spricht zu ihm der Ackerboden, in welchem er, der pflügende Bauer, sein Weh und seine Verzweiflung begräbt; von den großen, verschwiegenen Sorgen vieler Männer, vieler Vorfäter, die vor ihm pflügten und gleich ihm ihr Leid in die empfängliche Erde mischten, erzählt ihm die Erde. „Er stand lange“, so heißt es, „in tiefe, feierliche Gedanken versunken . . . und schritt dann fast auf den Zehen über die jahrhundertealte, von Mühen seuchte, durch Schmerzen geheiligte Erde.“

Der Betrachter finnischer Literatur, der in ihr den Ausdruck eines nach Selbstverwirklichung und Selbstverantwortung strebenden Geistes zu erkennen meint, findet diesen Eindruck bestätigt und bekräftigt durch das Schrifttum, welches nach dem Großen Krieg, der Finnlands Staatsgründung mit sich brachte, entstanden ist. Nicht etwas schlechthin Neues und Anderes wird dargestellt und dargelegt, vielmehr die Erfüllung der von früheren Generationen gehegten Sehnsucht. Zugleich aber mit dem Bewußtsein solcher durch viele Geschlechter sich fort-pflanzenden Tradition erwacht im Gewissen der Sinn für die Problematik der geschichtlichen Situation.

Während die Verherrlichung der patriotischen Tat der Lyrik in der Art Runebergs gemäß ist, entspricht die Auseinandersetzung jener Problematik dem Wesen des Romans, der innerhalb der schönen Literatur immer am ersten dazu berufen ist, sich um die Fragwürdigkeiten der historischen, namentlich aber der aktuellen Situation des Geistes zu bekümmern. Eine solche Auseinandersetzung vollzieht sich vorbildlich in den beiden Romanen Maila Talvios (geb. 1871) „Die Kirchenglocke“ und „Die Kraniche“ und in dem Romanwerk „Gehenna“ des schwedisch schreibenden Finnländers Jarl Hemmer. Indes Jarl Hemmer die unmittelbare sittliche Verantwortung des Einzelnen angesichts der durch die geschichtliche Wirklichkeit verhängten Leiden sichtbar macht, sucht Maila Talvio, als Frau die Mittlerrolle der Frauen in den Zeiten der Entscheidung hervorhebend, diese leidvolle Wirklichkeit des geschichtlichen Augenblicks in einen inneren Zusammenhang zu bringen mit den Geschehnissen und Wandlungen der vorangehenden Generationen. In ihrem Roman „Die Kirchenglocke“ spannt sie den Bogen über mehrere Geschlechter, die sich in ihren guten und ihren schlimmen Geschehnissen als die Träger einer uralten Sehnsucht begreifen, einer Sehnsucht, die sich in der Kirchenglocke ihr schönstes und reinstes Symbol geschaffen hat. In dieser Sehnsucht des Geistes nach seiner Freiheit und Wahrheit, so zeigt es sich, hat alles seinen Ursprung, das Gute, aber auch das Böse. Aus Sehnsucht zerfleischen die

Menschen einander, wie in jener unseligen Zeit des roten Aufruhrs von 1917/18, in welchen die letzte der drei Generationen, von denen der Roman berichtet, hineinverschlungen wird. Mit dem Siege dieser Generation, mit der Befreiung des Heimatlandes, reißt die Sehnsucht aller Eltern und Voreltern der Erfüllung entgegen. Das Bewußtsein der natürlichen Geschlechterfolge, des Naturzusammenhangs der Generationen, wird durch dies Moment der Sehnsucht zum ethischen Bewußtsein eines ideellen Zusammenhangs erhöht. Der Mensch ist ein Geschöpf der Sehnsucht; in ihm pulst nicht nur das Blut seiner Vorfahren, noch tiefer verpflichtet ihn ihre Sehnsucht, und erst, wenn er sich in diesem geistigen Sinne als einen Erben erkannt hat, wenn er den Klang der Kirchenglocke in seiner eigenen Brust vernommen hat, ist er ein Glied geworden der großen Seelengemeinschaft, für die der Tod nur „ein Augenschein“ ist, denn „in Wahrheit gibt es nur eine ewige Vereinigung in gemeinsamer Sehnsucht“.

Nicht so weitträumig angelegt, aber tiefer hineinführend in die Gründe und Abgründe des roten Aufruhrs ist der andere, zeitlich frühere Roman Maila Talvios „Die Kraniche“. Abermals sind es Frauen, in deren Hände die Verantwortung vor dem Gesetz des Herzens gelegt ist. Die Männer sind wie die Kraniche ausgeflogen, und die Frauen warten im Ungewissen auf die Rückkehr der Boten des Frühlings und der Freiheit. Keiner ersehnt so schmerzhaft, wie die verschlossene, einsam gewordene Bauerntochter Riika Tuuna die Erlösung aus der Not und der Schmach, in welcher ihre Familie ebenso wie das ganze Volk versunken ist; keiner bedarf so sehr der Erlösung durch Liebe, durch die frohe österliche Botschaft, wie sie. Warum aber, so wird hier gefragt, muß immer dem Ostersonntag der Karfreitag vorangehen, an dem Christus, der hier die Züge des gemarterten Pfarrers von Kangas trägt, ans Kreuz geschlagen wird? Nicht anders, als es Linnankoskis Mutela, durch ein schweres Schicksal weiße geworden, getan hätte, beantwortet in Maila Talvios Roman die Pfarrfrau, diese Frage: „Mehr lieben müssen wir, mehr verzeihen.“ Schuldlos ist keiner an dem, was eine Familie oder ein ganzes Volk in Lüge, Schmach und Elend verstrickt. Alle sind für einen, einer ist für alle verantwortlich. Nur das Herz, das voller Liebe und Opferbereitschaft ist, vermag sich aus der tragischen Kausalität des Schicksals zu lösen. Alma Tuuna, der die Roten während des Aufstands ihren Mann ermordeten, geht ihrer härteren Schwester auf diesem Weg der Selbstüberwindung, der Feindesliebe voran, indem sie im Lazarett gerade den verwundeten Aufrührer pflegt, den sie im Verdacht hat, daß er an der roten Mordtat beteiligt gewesen sei. Dem heftigen Einspruch ihrer Schwester Riika setzt sie, in diesem Augenblick über sich selbst hinauswachsend, die Worte entgegen: „Im Tode sind sie alle Weiße.“

Wie Runebergs klassische Wendung „Der geachtete Bettler“ gehören diese Worte von Maila Talvio zu den unvergesslichen Sätzen des finnischen Schrifttums. Eine ähnliche Situation, wie die, in der sie gesprochen werden, begegnet uns in Jarl Hemmers „Gehenna“, wo der Festungsgeistliche Bro unter den gefangenen Aufrührern einen jener Roten ermittelt, die das Gut seines Bruders geplündert und diesen selbst erschossen hatten. Dialektischer als bei Maila Talvio

wird hier die Fragwürdigkeit der menschlichen Existenz von den beiden Geistlichen der Festunginsel erörtert, leidenschaftlicher noch wird hier der Sündenbegriff und die Lehre vom stellvertretenden Leiden durchdacht. „Diese Kapitel handeln vom Leiden“, so beginnt Jarl Hemmer sein Buch, „von dem Leiden, das gleich einem heißen Element um unseren Erdball flutet und da und dort zu einem brennenden Schmerzensstrudel aufbraust!“ Der Roman erzählt nun, wie der Läuterungsweg des sündigen Pfarrers Strang, alias Bro, in die Mitte eines solchen Schmerzensstrudels hineinführt. Von Bro gelten die Lutherworte: „Gott hebt nicht viele Reine zum Himmel empor; die meisten zieht er aus dem Schlamm zu sich hinauf.“ Bro ist einer von denen, die mit brennendem Gewissen sündigen; keine leere Formel sind für ihn die Worte des Gebets: „Herr, führe uns nicht in Versuchung.“ Darum wendet er sich mit der Inbrunst seines reuigen, mitleidenden Herzens denen zu, die gleich ihm ausgestoßen, verloren und verworfen sind, sei es nun der kleine verwachsene Knabe, sei es die Dirne, sei es schließlich der zum Tode verurteilte Kote. Berichtet Maila Talvios Roman „Die Kraniche“ von dem Karfreitagsleiden, das der österlichen Erfüllung vorangeht, so spricht Jarl Hemmer das Leid und die Verzweiflung aus, die nach dem Sieg über die Besiegten, die „Schuldigen“ kommen. Unmittelbar auf die glanzvolle Beschreibung des in die befreite Hauptstadt einziehenden siegreichen finnischen Bauernheeres folgt der grauenvolle Gang nach Gehenna, der Gang auf die Festunginsel, wo die gefangenen Auführer des Gerichtes harren, der Begnadigung oder des Todes. Während der Freund und Amtsbruder Pfarrer Bros angesichts des nicht zu mildernden Leids von Tausenden, irre geworden an seiner christlichen Mission, zusammenbricht und die Festunginsel verläßt, begibt sich Pfarrer Bro, nicht im Rock des Geistlichen, sondern in den Lumpen des Häftlings, selber unter die Gefangenen; denn wo, so fragt er sich, wäre jetzt der Platz für den Diener Christi, wenn nicht dort, wo am meisten gelitten wird? Als er hier jenem am Tod seines Bruders Mitschuldigen begegnet, kommt die letzte Versuchung, der Gedanke der Rache und der Vergeltung, über ihn. Aber er wird der nunmehr tödlichen Erkenntnis inne, daß keiner etwas einzufordern und jeder nur an einer gemeinsamen Rechnung abzubezahlen, eine gemeinsame Schuld abzubüßen habe. Indem er sich selbst an Stelle jenes Auführers, nicht zuletzt um dessen Kindes willen, erschießen läßt, zerreißt er eine der endlosen Ketten von Schuld und Rache, in deren Fesseln die tragisch leidende Menschheit liegt.

Scheinbar nur schwer läßt sich in diese Reihe ringender Geister Frans Emil Sillanpää einordnen, der nunmehr fünfzigjährige, von einem Bauernhof der Landschaft Häme stammende Dichter vieler, zum Teil auch in Deutschland bekannt gewordener Romane („Silja, die Magd“, „Eines Mannes Weg“, „Menschen in der Sommernacht“). Eine leidenschaftliche Gewissensbefragung in der Art Linnankoskis, Maila Talvios und Jarl Hemmers findet bei ihm nicht statt. Tyrisch sublimiert ist das Ichgefühl seiner Menschen; das Schicksal wird nicht so sehr als zupackende Macht, als ungeheures Gegenüber dargestellt, vielmehr als eine geisterhafte Atmosphäre, als mystische Lebensstimmung umschrieben. Eine Sommernacht etwa wird erzählt, wie sie erfüllt ist von zahlreichen Seelenspan-

nungen, die sich hier und da in Handlungen der Liebe oder des Hasses, in Augenblicken der Geburt oder des Todes entladen. Der Einzelne ist getrieben und getragen von den Strömungen der Atmosphäre, in der sich die Geister der Natur und der Menschenwelt, der Toten und der Lebendigen zu einem Ganzen vereinigen. Sillanpää läßt weniger Gestalten sichtbar werden, als er Seelen fühlbar macht. „Die endlosen Erlebnisreihen der Menschen“, heißt es in einer Erzählung, „kreuzen und berühren einander und schaffen Verhältnisse und Bindungen, die den Menschen und ihrem Denken gar nicht zu entsprechen scheinen. Das kommt daher, daß auch der bewußteste Mensch gar nicht weiß, was er ist — es noch weniger weiß, als der unbewußte.“

Die unbewußten Menschen, die in einer dämmerhaften Lebensstimmung einsam dahintreiben, sind es denn recht eigentlich auch, welchen Sillanpääs Liebe gehört, Kinder und Kranke, Schlafende und Sterbende, Menschen, denen noch nichts gehört oder denen alles wieder entgleitet und nichts bleibt außer einem gestillten, von allem Geschehen losgelösten Fühlen des eigenen Ichs. Jene Sehnsucht, deren gewaltigen Glockenton der Roman Maila Talvios über vielen Generationen bis in die Tage des Aufruhrs hinein erklingen läßt, ist in Sillanpääs Erzählung von dem kurzen Lebensweg der schönen Silja zu einer leisen, zärtlichen Melodie abgedämpft. Inmitten von Aufruhr, Krieg und Missetat umhegt sein Dichterblick dies zarte, zumeist leidvolle, aber nicht so sehr schmerz- wie wehmut-erweckende Seelenidyll. Wesentlicher als das große „Weltgetöse“ ist ihm der innere Zustand des einen, unbedeutenden Menschenkindes, dessen Bild ihm im Licht der Todesstunde gesehen nicht weniger gewichtig erscheint, als die Gestalt eines von großen Geschicken gezeichneten Menschen. Aber diese Einzelseele, deren Läuterung und Vollendung erzählt wird, gehört doch dem Ganzen der Natur und Menschenwelt in einer mystisch innigen Gemeinschaft an. Krankheit und Tod der jungen Silja beschließen und vollenden eine ganze Familiengeschichte; sie ist der letzte Sproß, die letzte Blüte eines alten Geschlechterbaumes; viele Generationen scheinen sich in ihr zu verklären. Die reine Innerlichkeit eines unberührbaren, von den Dingen schon losgelösten Menschenwesens bedeutet der dichterischen Schau eine letzte seelische Sublimierung aller jener Strömungen und Stimmungen, die fühlbar in der Atmosphäre eines Hauses, eines Hofes, einer ganzen Landschaft pulsieren. Und gerade dann, wenn sich der Mensch gleichsam hinter geschlossenen Lidern in sein aus eigener Kraft sich speisendes Inneres versenkt hat, strahlt oft die größte und reinste Wirkung von ihm aus, die alles, was ihn umgibt, zu verwandeln und zu segnen vermag. Einsam und dennoch geborgen, innerlich und dennoch allverbunden sind darum die Menschen in den Erzählungen Sillanpääs. Es ist, als ob der zum hellen Selbstbewußtsein erwachte Geist in diesen Erzählungen für einige Augenblicke in einen dämmerhaften Zustand der Verhaltenseit, des kreatürlichen Unbewußtseins zurücksinke. Was in Silja Salmelus gesagt ist, mag auch für diese urbildartige Wesenheit, als deren Selbstgestaltungen die dichterischen Werke hier betrachtet wurden, einige Geltung besitzen: „Ihre Seele empfand alles stärker und vergrößerte alles, preßte gleichsam die errungenen Schätze an sich und floh vor jeder Annäherung.“

## Johann Gottfried Seume

Bei manchen Porträts hat man das sichere Gefühl, daß sie dem Dargestellten ähnlich sind, selbst wenn man diesen im Leben nicht gekannt hat. Es ist das wohl immer dann der Fall, wenn es dem Künstler gelungen ist, die innere Logik des Menschenantlitzes sichtbar werden zu lassen. In diesem Sinne vortrefflich scheint mir nun die Zeichnung zu sein, die der Maler Schnorr von Karolsfeld von seinem Freund Seume ein Jahr vor dessen Tod gemacht hat: vom schmalen Kinn steigen die Umrisflinien in starker Schrägung zu den kräftig entwickelten Backenknochen, um dann über den geraden, dunklen Brauen in einem zweiten, höher geschwungenen Bogen die weiträumige Stirn zu runden. Unterm niedrigen Haaransatz ein Paar kluge, ernste Augen mit einem Blick voll natürlichen Selbstbewußtseins; eine scharf geschnittene Adlernase, von deren Flügeln aus zwei feine Falten den Winkeln des Mundes zustreben. Den Mund selbst mußte der Zeichner als Einheit mit dem dichten, abwärtsgebürsteten Schnurrbart sehen. Als Ganzes bildet dieser Kopf eine vollendete Harmonie. Kein Teil versucht da, den anderen unscheinbar zu machen, und nirgends findet sich einer jener aus dem Rahmen springenden Züge, die Genie und Wahnsinn gleichermaßen andeuten können. Wenn man die Augen zudeckt, bleibt die Form eines kräftigen, schönen Bauernkopfes, und wenn man statt dessen nur diese Augen freigibt, der Blick eines Aristokraten des Geistes.

Seine unmittelbare Abstammung vom Bauernstand unterscheidet Seume von den meisten Schriftstellern der klassischen Epoche, die fast durchweg Pfarrer- oder Gelehrten söhne waren. Für ihn lag keine Erbschaft an geistigem Kapital, an mehr oder weniger großem Bildungsgut bereit, woraus er später hätte schöpfen können. Dafür standen ihm aber noch andere Kräfte zu Gebote: das vertraute, ganz ursprüngliche Verhältnis zur Natur und das tief in ihm verwurzelte bäuerliche Rechtsgefühl. Und dieses letztere vor allem war dann bestimmend für seine geistige Haltung und für jedes Wort, das der Politiker Seume niederschrieb.

Seumes Bildungsgang setzt ein wie damals sehr oft. Der Gutsherr des Dorfes ermöglicht ihm das Theologiestudium. Die erste Krise, die nun fällig wird und die entscheidend für sein ganzes Leben sein soll, wird durch die Bekanntschaft mit den Werken Bolingbrokes, Shaftesburys und Bayles ausgelöst. Wesentlich daran ist nur, wie Seume mit diesen Fragen fertig zu werden versucht hat. Er griff zu diesem Zweck zur Waffe, er wurde Soldat. Dem Bauernsohn graute vor dem Urwalddidicht wissenschaftlicher Spekulation, er ahnte, daß in einem Leben der Tat Befreiung liegen kann. Er brach aus, er wollte seinem Schicksal entgehen und lief ihm damit erst richtig in die Arme. Auf dem Weg zur Artillerieschule in Metz fingen ihn hessische Werber; der achtzehnjährige Student wurde an die Engländer verkauft, die damals ein letztes Aufgebot gegen

die amerikanische Revolution einsehen wollten. Und damit beginnt nun die lange Kette jener Erlebnisse, deren äußere Daten freilich genügt hätten, eine ganze Generation Romanschreiber mit Stoff zu versorgen. Für Seume waren sie der Anschauungsunterricht, der seine Persönlichkeit formte.

Sechs Jahre Soldat, zuerst bei den Hessen und Engländern und dann, nachdem er diesen davongelaufen, bei den Preußen, die den Flüchtling aufgreifen. Magister der Universität Leipzig, Hofmeister eines livländischen Grafen und schließlich Sekretär beim Oberkommandierenden der russischen Interventionsarmee in Polen. Als dort die Revolution ausbricht, kämpft er zwei Tage lang in den Straßen der Hauptstadt, dann gerät er in polnische Gefangenschaft. Er muß mitansehen, wie fanatisierte polnische Pöbelhaufen für „Freiheit und Kosciuszko“ russische Frauen und Kinder abschlachten, und er macht die Erfahrung, daß die stürmenden Russen dann im Namen des Zaren ein gleiches tun.

Er wandert durch Italien, durch das Italien des Jahres 1801, das noch aus allen den Wunden blutet, die ihm abwechselnd französische, russische, neapolitanische und österreichische Retter geschlagen haben. An den Straßen hängen in eisernen Käfigen die abgeschnittenen Köpfe der hingerichteten Banditen. Das Ackerland liegt brach; aus hungernden Bauern sind Bettler und Räuber geworden, und Sizilien, ehemals die Kornkammer des Römischen Weltreichs, muß Brotgetreide vom Festland einführen.

Seume kommt nach Paris. Man flüstert in den französischen Kaffeehäusern genau so leise wie in denen der habsburgischen Kaiserstadt. Die Monarchisten spekulieren auf die Wiederherstellung des Bourbonenthrones, die Republikaner auf den Sturz Napoleons.

In Petersburg wird der berühmte Wanderer von der Kaiserin-Mutter empfangen. Der kürzlich verstorbene Schiller ist der Abgott des Hofes; man schwärmt für Humanität und Menschenwürde. Dann aber führt ihn sein Weg durch die Ostseeprovinzen des aufgeklärten Alexander, und dort lassen die Grundbesitzer ihre jungen Windhunde von Bäuerinnen säugen.

Seumes Reiseberichte wirken erschütternd nicht trotz, sondern gerade wegen der Enthaltfamkeit des sprachlichen Ausdrucks. Das, was er gesehen und erlebt, und die Gedanken, die sich dabei aufdrängen mußten, nicht mehr, aber auch kein Wort weniger, schrieb Seume nieder. Er war kein Berufsschriftsteller. Es mußte ein Anlaß vorliegen, wenn er zur Feder griff, und zwar ein Anlaß aus dem Bereich der Tatsachen. Dann allerdings unterlag er dem inneren Zwang, dann erhob er seine Stimme, ohne ihr je aus Rücksicht auf jene, die gerade die erste Geige spielen mochten, einen Dämpfer aufzusetzen. Und er, dieser Feind jedes Feindes der Menschenwürde, dieser „edle Zyniker“, wie ihn Wieland charakterisierte, hat damit wirklich den Beweis geführt, daß die Wahrheit ihren besten Schutz stets in sich selbst hat.

Der Mensch Seume läßt sich nicht unterbringen in irgendeiner politischen oder literarischen Richtung. Humanistisch gebildet, kannte und liebte er die Griechen und konnte dabei doch nie ohne Erschrecken an die Freiheit der Polis denken, die auf der Unfreiheit der Nichtbürger gegründet war. Von den Ideologen seiner

Zeit trennte ihn sein eingefleischtes Bauernmißtrauen gegen alle „Schönredner und Philosophen“, von den Demagogen aber die aus der Erfahrung gewonnene Erkenntnis, daß eine Revolution von unten nicht möglich ist. Für ihn ist bezeichnend, daß ihm unter dem wenigen Erfreulichen, das er in Rußland gehört, am lobenswerthesten der Entschluß erscheint, zuerst Universitäten und dann erst Volksschulen zu gründen, und daß er den eigenen bäuerlichen Angehörigen seine Schriften vorenthält und sie statt dessen auf die Bibel verweist.

Wenn Seume, der also weder ein Aufklärer noch ein Romantiker war, trotzdem zu einer gewissen Berühmtheit gelangt ist, so schuldete er das mehr seinen guten Beinen als seiner guten Feder. Seine Fußwanderungen stellten Rekordleistungen dar und erforderten überdies wohl ebensoviel persönlichen Mut wie in unseren Tagen etwa eine Forschungsreise ins Innere Tibets. Heute wären nun allerdings, kaum daß der Sieger heimgekehrt, mehrere andere Unternehmungslustige abmarschiert, um den Rekord zu brechen — freilich, ohne dann eine „Wanderung nach Syrakus“ mit nach Hause zu bringen.

Im übrigen schrieb Seume nicht, weil er sich eine Wirkung davon versprach, sondern trotzdem er vom Gegenteil beinahe überzeugt war. Er schrieb, „um seine Gesinnung zu retten“. Was er darunter verstanden wissen wollte, das zeigen seine Schriften.

Es sind das durchweg Meinungen und Bekenntnisse eines „Mannes ohne Furcht und ohne Hoffnung“, wie er sich selber nannte.

## Johann Gottfried Seume

(1763–1810)

Wer die Deutschen zur Nation machen könnte, machte sich zum Diktator von Europa.

\*

Praktisch tätig sein ist besser, als tote Buchstaben schreiben: und die Männer von Marathon sind mehr, als viele volle philosophische Schulen. Marathon schuf Salamis und Plataä; aber alle Sekten der Philosophen haben kein Marathon wieder geschaffen. Wo man aufhört zu handeln, fängt man gewöhnlich an zu schreiben; und je verworfener die Zeit ist, desto wortreicher ist sie, ausgenommen, wo gänzliche Mundsperrre herrscht . . . Wer möchte nicht lieber den Olbaum der Athene Pallas gepflanzt, als Professor und Verfechter einer Philosophensekte gewesen sein?

\*

Unter den Toten mit Thukydides, Tacitus und Plutarch bei Marathon und Salamis zu leben, ist schließlich noch die ehrenhafteste Art des Lebens, wenn man der Würde und der Majestät des Vaterlandes keine Tätigkeit weiter zuwenden darf. Und doch: Ein Wahrzeichen nur gilt: das Vaterland zu retten.

\*

Der Ruhm ist gewöhnlich das Grab der Ehre, und die Ehre selten der Weg zum Ruhm. Aber wer den Ruhm und die Macht in Beschlag nimmt, stempelt die Ehre nach Gutdünken und macht Goldmünze und Glockenspeise.

\*

Der Gedanke ist das Eigentum des Geistes; selbst der Allmächtige kann ihn nicht rauben, ohne zu vernichten. Gedankenfreiheit ist eine Erfindung der Despotie.

\*

Der Begriff Eigentum erstreckt sich nur auf Dinge; niemals gibt es einen Eigentümer von Personen. In der menschlichen Natur liegt jener Strahl und Glanz göttlicher Macht, daß jeder, der die Freiheit aufzuheben wagt, vor dem ganzen Menschengeschlechte als der Schuld einer bösen That und dem Sakrileg des größten Verbrechens verfallen erscheint. Aber mag man dieses Palladium auch hundertmal mit ruchloser Hand zerstören, hundertmal wird es mit größerem Glanz sich wieder erheben.

\*

Was die Vernunft und das Göttliche in uns als groß bezeichnet, haben der Despotismus und die Dummheit zu Schande und Tod verurteilt. Die Mensch-

heit hat sich das wenige Licht, dessen sie genießt, durch Unglauben und Forschergeist errungen. Die Gerechtigkeit wird nur durch kühnen Widerstand gegen die Selbstsüchtler festgesetzt. Wie ich in der Würde meiner Natur ohne Beeinträchtigung des Heiligsten nicht mehr leben darf, verlasse ich das Gewühl der Verworfenheit, der Sklaverei und Tyrannei.

★

Und wenn Freiheit und Gerechtigkeit in Ewigkeit nichts als eine schöne Morgenröthe wäre, so will ich lieber mit der Morgenröthe sterben, als den glühenden, ehernen Himmel der blinden Despotie über meinem Schädel brennen lassen.

★

Der Despotismus ist ein gräßliches Ungeheuer, und sein Gefolge ist scheußlich. Nur die blinde Volkswut Despotie brütender Rädler ist vielleicht noch ungeheurer.

★

Bemeistere dich mit deiner großen Leidenschaft der kleinen Leidenschaften anderer, und du bist ihr Herr!

★

Es ist nur ein Despotismus erträglich: der Despotismus der Vernunft; — wenn wir nur erst über die Vernunft einig wären.

★

Die Arbeit der philosophischen, theologischen, politisch-pathologischen Volksführer ist fast durchaus, Rauch zu machen und darin Gespenster und Schreckgestalten zu zeigen, damit man sich an ihre Heilande halten soll, von denen immer einer schlechter ist als der andere.

★

Es ist gleich schwach und gefährlich, die öffentliche Stimme zu viel und zu wenig zu achten.

★

Nur dann, wenn die Begriffe von Bürgerfreiheit und allgemeiner Gerechtigkeit von den Männern der Nationen richtig und lebendig gefaßt werden, können wir Hoffnung haben, daß die innerlichen und äußerlichen Verhältnisse der Staaten in eine solche wohlthätige Harmonie treten werden, wo der herrliche philanthropische Traum des Vater Kant vom ewigen Frieden vielleicht einst in Wirklichkeit übergehen mag.

★

Die Sklaven haben Tyrannen gemacht, der Blödsinn und der Eigennutz haben die Privilegien erschaffen, und Schwachheit und Leidenschaft verewigen beides. Sobald die Könige den Mut haben werden, sich zur allgemeinen Gerechtigkeit zu erheben, werden sie ihre eigene Sicherheit gründen und das Glück ihrer Völker durch Freiheit notwendig machen. Aber dazu gehört mehr als Schlachten gewinnen. Bis dahin muß es jedem rechtschaffenen Manne von Sinn und Entschlossenheit erlaubt sein, zu glauben und zu sagen, daß alter Sauerteig alter Sauerteig sei.

★

Jeder trägt seine Forderungen in die Wirklichkeit um sich her und mißt diese gebieterisch an jenen; und mit Recht, wenn diese Forderungen aus der Tiefe der reinen, besseren Natur geschöpft sind.

\*

Republik oder nicht Republik; wenn nur Freiheit und Gerechtigkeit gesichert wird. Die Vernunft wird nicht sterben, wenn man sie auch von Jahrtausend zu Jahrtausend foltert.

\*

Wo ein Privilegium gilt, kann selbst der Allmächtige keinen Himmel schaffen; und die Menschen wollen damit einen vernünftigen Staat bilden?

\*

Nur wo Nationen sind, gibt es Taten: sonst ist nichts als despotische Maschinerie.

\*

Es ist traurig für die Humanität, daß man sich mit Tigermut sogar unter den Zweigen des friedlichen Olbaums schlägt. So sehr ich zuweilen der Härte beschuldigt werde, ein Olbaum und ein Weizenfeld würde mir immer ein Heiligtum sein; und ich könnte mich gleich zur Kartätsche gegen denjenigen stellen, der beides zerstört.

\*

Haben Sie die Gnade! heißt wörtlich: Ich verdiene zwar das Zuchthaus; aber Sie werden mir schon einen anderen lukrativen Posten geben, den ich nicht verdiene.

\*

Man darf die meisten Dinge nur sagen, wie sie sind, um eine treffliche Satire zu machen.

\*

Es ist freilich traurig, Satiren zu schreiben; aber was soll man anders tun, wenn man kein Kabeljau ist? Alles, was man sieht und hört, ist ja Satire. Wenn man Satire fühlt, muß man Satire schreiben. Jeder Blick in die Welt gelst Satire. Vielleicht mache ich nur meine eigene. „Difficile est“ — sagt der Alte.

\*

Es ist gar nicht nötig, daß ich Glück mache, nicht einmal nötig, daß ich lebe, aber wenn ich lebe, ist es höchst nötig, daß ich ein ehrlicher, offener, freier Mann sei und diesen Stempel nie verleugne.



*Antiker Mosaikfußboden mit dem Medusenhaupt in der sala di Eliodoro im Vatikan*

MECHTHILD BABINGER

## Die Wandlungen des Medusenhauptes

Die Vorstellung der Medusa als einer Schreckgestalt grellster Art reicht weit hinauf in das griechische Altertum. Als Schreckensfigur müssen wir uns das in Stein gehauene Haupt in Argos — eines bedeutenden Ortes des Medusenmythos — denken, welches von Pausanias, ebenso wie die Burgmauer von Mykene, den Zyklopen zugeschrieben wurde. Auch Homer muß dieses Gespenst in plastischer Darstellung gekannt haben, das er ein „grauses pausbäckiges Ungeheuer der Unterwelt“ nennt. Bei anderen alten Schriftstellern wird der wilde Blick und das Zähnegerassel hervorgehoben.



*Perseus tötet die Medusa. Metope von Selinunt. 6. Jahrhundert vor Christus*

Das häufige Vorkommen der Medusenhäupter erklärt sich aus deren Verwendung gegen den bösen Blick. Bei vielen Völkern des Ostens und Westens finden sich dazu Analogien: man sucht Dämonen durch ein furchterregendes Gesicht zu verschrecken. Ein vergoldetes Medusenhaupt auf einer Aegis war an der Südmauer der Burg von Athen angebracht; wir finden Medusenhäupter auf Münzen von Korinth und auf solchen von Syrakus — das bekannte Gorgion — und auf altägyptischen. Immer wird das Haupt der Gorgo in früher Zeit dargestellt als



Haupt der Medusa, sog. Tazza Farnese. Spätantike Arbeit

ein unmaßig dicker Kopf mit einem stark in die Breite gezogenem Gesicht, fleischigen Wangen, plattgedrückter Nase, weit offenem Munde mit herabhängender Zunge, tierhaften Ekerbauern und an Stelle der Haare sich ringelnden Schlangen. So sehen wir sie auf der berühmten Metere von Selinunt. Diese Darstellungen in Stein waren bemalt: das Gesicht gelblich, die Haare und Schlangen bläulichschwarz, Lippen und Zunge rot.

Die älteste genaue Beschreibung der Medusa finden wir bei Hesiod; Pindar

und Aschepotes aber sind die ersten, die uns berichten, der Anblick der Medusa habe den Menschen in Stein verwandelt. Diese Kraft verblieb dem Haupte der Medusa auch in der Hand des Perseus oder auf der Brust der Athene. Als Perseus mit dem Schreitendshaupt über Abdröen flog, fielen Blinstreupfen zur Erde, die sich in Schlangen verwandelten.

Sehr interessant sind nun die verschiedenen Variationen des Mythos. Schon bei Hesiod erscheint die Medusa als die Geliebte des Poseidon, und er ist der Vater des Pegasus, der aus dem Halse der enthaupteten Medusa springt. Die Verbindung mit Poseidon erklärt sich wohl daraus, daß Medusa Begehungen



*Kopf der Medusa aus dem Schiff des Nero auf dem Lago di Nomi*



*Bernini: Büste der Medusa (Palazzo di Conservatori, Rom)*

*Photos: Alinari, Rom*

zum Meere hat: sie und ihre beiden Schwestern sind Kinder einer Meergottheit; im Volksglauben der heutigen Griechen verschmilzt sie mit den Nereiden.

Begen dieser Verbindung mit Poseidon machte die spätere Legende sie zu einer Rivalin der Athene — eine neuere Ansicht aber neigt dazu, eine ursprüngliche Identität der zwei feindlichen Gottheiten anzunehmen. Der Kopf der Gorgo, mit welchem Athene die Feinde schreckt, wäre somit ursprünglich das eigene Haupt dieser Göttin gewesen, als sie noch ein wilder Kriegsdämon war und nicht die schöne Göttin der Weisheit und der Staatskunst. Erst als aus ihr die hohe olympische Gottheit wurde, wandelte sich ihr innerer und äußerer Charakter. Das gorgenische und dämonische Element wurde von ihr getrennt und ihr gegenübergestellt als etwas Feindliches und Niedriges.

Es gibt auch eine Version des Mythos, wonach Athene selbst die Gorgo tötete. Daneben bestanden schon im Altertum sehr realistische Auslegungen, die in der Gorgo die Erinnerung an eine von Perseus besiegte libysche Königin oder Amazone sehen wollten, und es tauchte auch schon die Idee auf, sie wäre keineswegs ein Ungeheuer gewesen, sondern von wundervoller Schönheit, die die Menschen vor Bewunderung erstarren ließ.

Die immer mehr zur Höhe und Klarheit sich entwickelnde griechische Kunst hat die Häßlichkeit der früheren Gorgobilder nicht übernommen, hat vielmehr das Abschreckende immer mehr gemildert; obwohl die archaischen Bildungen durch Erinnerung und durch den Glauben der Wunderkraft des Scheusals gegen den bösen Blick geheiligt waren und für das Volk sicher noch lange Geltung hatten. Phidias mildert das Grauenhafte des Medusenhauptes nur wenig auf dem Schilde seiner berühmten Athene. Aber schon Pindar nennt die Medusa: „schönwangig“, und die von religiösen Skrupeln freien Künstler wagten nach und nach an Stelle der verzerrten Fraße ein menschlich schönes Antlitz zu formen, dessen Züge, anstatt zu erschrecken, das Mitleid des Beschauers fordern. Die Augen scheinen nun oft wie im Tode erstarrt, der normale Mund ist nicht selten halb geöffnet, wie zu den letzten Atemzügen. Grausen und Entsetzen scheint zu sein, was das Gesicht der Gorgo nun selbst sieht. Zu den Seiten des erschütternden Antlitzes ringeln sich immer noch Schlangen wie Haarlocken oder Haarlocken wie Schlangen.

Bernini, der geniale Napolitaner, den es stets reizte, menschliche Leidenschaften darzustellen und die nackte Entfesselung inneren Lebens, schuf nach freier Phantasie, aber im Einklang mit der Idee der Spätantike sein Medusenhaupt: ein jugendlich schönes Gesicht, voll hinreißenden Schmerzes, voll Trauer und Dissonanz, bei dem die Schlangenlocken an eine Dornenkrone denken lassen.

# R u n d s i c h a u

**Der Lösung entgegen?** Die Zusammenkunft in Rom, auf die so viele Hoffnungen gesetzt waren, hat das von Eingeweihten allein für möglich gehaltene Ergebnis gezeitigt, daß England und Italien sich gegenseitig ihren Standpunkt mit großer Offenheit dargelegt haben, ohne daß praktische Folgen aus dieser Zusammenkunft sich ergaben. Auch sonst war eine rege politische Tätigkeit festzustellen: der Besuch des polnischen Außenministers auf dem Obersalzberg, Graf Cianos Reise nach Jugoslawien, der Besuch des ungarischen Außenministers in Berlin und die Fahrt des deutschen Außenministers nach Warschau. Die Sitzung des Genfer Rates konnte natürlich keine Erfolge bringen. Dem Anti-Rominternpakt sind inzwischen Ungarn und Mandschukuo beigetreten. — Gegenwärtig richten sich die Blicke der ganzen Welt auf die Ereignisse in Katalonien. Es ist klar, daß durch die beim Abschluß dieser Zeilen unmittelbar bevorstehende Eroberung Barcelonas, der die Befestigung ganz Kataloniens folgen muß, eine neue Lage sich ergeben wird. Nach dem Siege Francos in diesem Landstrich werden die bisher zurückgeschobenen Fragen und Probleme sehr eindeutig klar und akut werden. Die Spannung, unter der Europa und die Welt stehen, wird sich voraussichtlich so steigern, daß eine Lösung der brennenden Fragen nicht mehr hinausgeschoben werden kann. Die Welt klirrt in Waffen. Wird das Wort gesprochen werden, das eine Vereinigung der alle Völker bedrohenden Nöte ohne das letzte Mittel ermöglicht?

**Allerlei Anglikana.** Aus London kommt uns die überraschende Nachricht, daß die Vierteljahresschrift „The Criterion“, die T. S. Eliot im Jahre 1922 begründete und seitdem regelmäßig herausgegeben hat, ohne daß irgendwelche Anzeichen über finanzielle oder geistige Schwierigkeiten, Resonanzmangel oder was dergleichen Ablebensgründe sein könnten, bekanntgeworden wären, ihr weiteres Erscheinen einstellt. Damit verschwindet von der Zeitschriftenbühne der Welt wieder einmal nun auch ein englisches Blatt. Bei diesem Verschwinden findet man den einzigen Trost darin, daß es sicherlich in die Kulturgeschichte und Literaturgeschichte der durch ihre Lebensdifferenzierung vielleicht noch einmal gerühmten europäischen Nachkriegszeit eingehen wird. Wie keine zweite englische, aber auch kaum eine kontinentale Parallelerscheinung zeichnete sich diese Literaturzeitschrift durch einen wirklichen Empire-Horizont des Geistes, durch eine überparteilich-produktive, Wissenschaft mit bestem Journalismus, Äternität mit Aktualität, Dichtung mit Kritik verbindende Haltung aus. Sollte ihr Ende nun ein Symptom sein, daß auch der britische Geist auf einem Wege ist, wo er sich die hier beispielhaft geübte Distanz und Gerechtigkeit, psychologische Einfühlung und Horizontweite der sachlichen Aufmerksamkeit auf das geistige Geschehen der Welt nicht mehr leisten kann? Wir wissen es nicht und möchten daher wenigstens im Augenblick das in seinen Beweggründen auch aus dem Schlußwort des Herausgebers doch wohl nicht ganz einsehbare Ereignis vorerst nur in mitfühlendem Seufzer im Sinne der Schillerschen Mänie registrieren: „Auch das Schöne muß sterben...“

Der englische Anteil der Einwirkung auf die deutsche Bildung und das deutsche Bildungsinteresse der Gegenwart ist ja nach wie vor — auf eine merkwürdige Weise ungestört durch die Fluktuationen der Zeitgeschichte — wohl der bedeutendste unter allen zur Zeit auf uns wirkenden Nationen und Kulturen geblieben. Hans Grimms inzwischen gedruckte Rede „Wie ich den Engländer sehe“ (Gütersloh, E. Vertelsmann) war daher insofern für die Stimmungen vieler Deutschen symptomatisch zu nennen, als in ihr wieder einmal unsere alte, im Bismarckreich und auch im wilhelminischen Deutschland nicht minder vorhanden gewesene unglückliche Liebesbeziehung zum Angelsachsentum einen ergreifenden neuen Ausdruck gefunden hat. Es würde jedoch eine unzulässige Vereinfachung bedeuten, wollte man die Beziehungen der beiden Völker, des Engländer und des Deutschen derart proportionieren, daß wir drüben „das politische Kunstwerk“ des Empire (eine Formel Hans Grimms) bewunderten, während uns von der anderen Seite im Sinne des ja von einem Briten gebildeten Ausspruches die Qualitäten eines Volkes der „Dichter und Denker“ zugestanden würden. Ein solches Schema stimmt nach beiden Seiten nicht. Weder vermöchte die deutsche Politik, die spezifische Gestalt deutschen Aktivismus' und deutscher Herrschaftsform, jemals zur Imitation oder zum Beipferd der britischen zu werden; noch kann umgekehrt dem englischen Volke ein geringeres naturgegebenes Talent zum Denken und Dichten als dem unseren zuerkannt werden. Dieses Letztere beweist sich nun für den nicht gerade anglistisch gebildeten Deutschen freilich kaum aus der reichen, aber in ihrer Auslese doch recht pragmatisch bestimmten Übersetzungsliteratur englischer Romane, Erzählungen oder allgemeinerer historischer und philosophischer Belletristik, wie sie auch im Sortiment der Gegenwart einen eher angeschwollenen als gedämmten Platz einnimmt. Es wird denen, die es nicht wußten, jedoch an einer interessanten Anthologie englischer Lyrik klar, die unlängst im Verlage G. Kiepenheuer, Berlin, erschienen ist. Wir meinen Hans Henckes „Englische Gedichte von Shakespeare bis W. B. Yeats Einführungen, Urtexte und Übertragungen“. Sachlich läßt sich zu diesem Buche sagen — für das übrigens die Engländer in gewisser Weise nicht nur seinem Autor, sondern dem deutschen Geist verbunden sein können, zeugt es doch von einem Kenntnisreichtum und eindringender Liebe, wie man sie in parallelen Unternehmungen sonst nur selten dem eigenen Volke widmet — sachlich läßt sich also zu diesem Buche sagen, daß es uns drei Duzend der vorzüglichsten englischen Gedichte großenteils erstmalig in einer zuweilen kongenialen Nachdichtung vermittelt samt einer Kommentatorenarbeit von subtilstem Kunstverstande der Lyrik im allgemeinen, der englischen, besonders facettenreichen Lyrik im besonderen. Die derzeit in Deutschland vorhandene ungewöhnliche Aufgeschlossenheit für Gedichte wird daher wohl auch diesen Nachdichtungen und somit der englischen Lyrik und dem Verständnis des im Lyrischen wie sonst vielleicht nur noch in seinem Gegenpol im Politischen erfassbaren englischen Geistes zugute kommen. Wir wollen dies freilich nicht eitel herausstellen, sondern umgekehrt damit nur ein gewisses Schulbewußtsein quittieren, das in uns aufkommen könnte angesichts des in den letzten Jahren wiederum erstaunlich belebten Interesses englischer Germanisten und Lite-

raturwissenschaftler für die Entwicklung und gerade auch die sublimsten Gestalten der deutschen Dichtung von Hölderlin bis zu Rilke, George und Trakl. Der Austausch des Geistes hat also auf beiden Seiten keine Einschränkung erfahren und wird es hoffentlich ebenfalls nicht, selbst wenn sich in anderen Bezirken die Gegensätze steigern sollten. Als zu Beginn des Weltkrieges die Frage aufgeworfen wurde, ob Shakespeare noch auf deutschen Bühnen gespielt werden könne, entschied der damalige Kanzler Bethmann Hollweg: Shakespeare gehört der Welt. Ein Wort und eine Tat, die zu dem wenigen immer Nachahmenswerten in der Haltung dieses Mannes gehören und gehören werden.

**Attribute der Novelle.** Auf dem deutschen Büchermarkt lassen sich einige Verschiebungen beobachten. Diese bekommen zwei literarischen Gattungen wohl, welche in den letzten Jahren stark zurückgedrängt waren. Es sind die Novelle und der Essay. Die Wellen von Biographien, die seit einigen Jahren über uns hinweggebraust sind, verebben zwar noch nicht. Man soll nie zu früh frohlocken. Aber sie werden geringer, schwächer, dünner. Für manchen ihrer Autoren bedeuteten sie vielleicht nichts weiter als uneingestandene Ratlosigkeit vor der Gegenwart, für andere waren sie Flucht. Wenigen waren sie mehr als eine „Zwischenarbeit“, ganz wenigen wurden sie unter der Hand zum Anlaß des nachdenkswerten Vergleichens und des historischen Vergleichs. Der Essay hatte überhaupt keine Zuhörer mehr. Das kann man gern behaupten. Ein Beweis für solch unerfreuliche Einsichten braucht in diesem Falle gar nicht geführt zu werden. Erst im Jahre 1938 begann unserer Beobachtung nach ein neues Interesse für die Novelle bei den Autoren, die sich nach einer anderen Form als der des Monumentalromanes oder der des biographischen Selbstberichtes sehnten, bei den Verlegern, die den sogenannten „kleinen Roman“ als eine Brücke zum neuen Wagnis erfanden und endlich sogar bei den Lesern, die Lust auf kleine Bändchen bekamen, auf Taschenbücher, die dennoch das Mittragen und das Hervorziehen selbst im Zug oder Autobus verlohnen. Der Essay liegt noch zurück. Er findet wieder breiteren Eingang in die Zeitschriften. Einige Bücher, die hier Bresche bedeuten, so Hofmüllers „Versuche“ aus gestrigen, Martin Kessels sehr begabte „Romanistische Liebhäbereien“ aus heutigen Tagen mit durchaus neuer Formung, sind schon erschienen. Einige werden vielleicht folgen, obgleich die Menschen, die einen Essay von Rang schreiben können, seltener denn je sind. Der Durchblätterer der Tageszeitungen wird in diesem Zusammenhang bemerken, daß der „Tatsachenbericht“ endlich im Sterben liegt (wenn auch seine letzten Seufzer lang sind), und daß statt seiner, wenigstens in den Qualitätsblättern wieder sehr behutsam das reine „Feuilleton“ von stilistischer Durchfeilung und Wortfeinheit gepflegt wird. Vielleicht gibt es auch dadurch wieder einmal diesen oder jenen Band eines oder mehrerer junger Feuilletonisten, die der Beachtung wert sind. Den Durchbruch aber, abgasmäßig, hat bis jetzt von diesen drei literarischen Verwandten, am ehesten die Novelle geschafft. Zeuge für unsere Ansicht sind einige Sammelbände deutscher und ausländischer Autoren, einige Anthologien von verschiedenem Werte sowie eine ganze Reihe kleiner Bände der verschiedensten Verlage. Es sind gute

Erzählungen darunter und schlechte. Eine neue Blütezeit der Novelle in deutscher Sprache, wie sie unter Wielands Schulfinn, unter Goethes Programmatik und unter Kleists Aktivismus begann, wie sie in der Romantik Frucht wurde und am Ende des neunzehnten Jahrhunderts, mitten im Realismus und Ausbruch des Naturalismus durch Storm, Keller, Meyer und Heyse (deren Erstbrücke in den achtziger Jahren fast alle in dieser Zeitschrift erfolgten) eine zweite, reiche Ernte ergab, wird damit wohl noch nicht eingeleitet. Dafür ist die Zeit zu hart, stellt der Tag zu dringliche Anforderungen auch an den Dichter oder Schriftsteller. Auffällig an so manchem kleinen novellistischen Beitrag besonders der Jungen und Kommenden, an mancher ihrer „Premierenarbeiten“ ist die Besinnung auf die Form. In der Lyrik ist es ja ähnlich. Die absolute Kampflyrik tritt naturgemäß nach und nach vor dem allmählich formstrenger werdenden Erlebnisgedicht oder der persönlichen Lyrik zurück. In der Prosa verklingt der Schrei, vertönt der Ruf. Die Besinnung, der Blick nach Innen, ja, wie das neue Wort heißt, die „Innerlichkeit“ erfährt eine ganz neue Wertschätzung. Es ist klar, daß sich solche Wandlung auch formal abprägen wird. An die Stelle des Stenogramms, des Romandiktats tritt sehr sacht die Feilung des Satzes, die besonnenere Wortwahl, mehr Klanggefühl, mehr Stimmungsbeobachtung. (Konjunkturfabrikationsmäßige Schriftdrucke dürfte dadurch zum Abgang gedrängt werden.) — Bei aller Erfreulichkeit solcher Symptome sei nicht verhehlt, daß sich gerade auch in die besser geglückten novellistischen Versuche mancherlei Allzuliterarisches, unnötig Überstilisiertes, Erklügeltes und Unerlebtes, ja Papierenes einschmuggelt, das sonderbar genug — und bei den Jungen auch bedenklich — anmutet. Da werden statt wirklicher oder möglicher Landschaften sehr un reale Bühnenbilder entworfen, in denen eine gefrorene Unheimlichkeit, eine als „magisch“ gedachte Mittagsschwüle herrschen, in denen sich kein Mensch heimisch fühlen könnte. Nicht einmal der Leser, der (das bedenkt, o Schreibende!) auch nur ein Mensch ist, traut solchem Boden. Die Frauen, die durch manche Novellen schreiten (denn sie gehen weder, noch laufen sie), haben oft noch die „herrisch breiten“ Schultern, die knabenhaft schmalen Hüften, die magazinengelspiken Brüste, das toll verwirrende Blaugelock als Haar — und ein nie geatmeter Duft umschwebt sie himmlisch. Kann eine Landschaft nicht auch einmal, statt unter golden tönenden Himmeln zu glänzen, vor simplem Schnürlregen zum Gähnen oder Davonlaufen triefen? Kann nicht sogar eine Frau einmal wenigstens einen Tag lang, obgleich sie nur durch eine Novelle spaziert und weder über unseren grauen Rutschasphalt zum Geschäft rennt noch über Ackerfurchen zu ihrem Hof marschiert, minder knusprig sein als frischer Keks und nicht so schwindeledel wie verdünnter Botticelli? — Daß die Novelle von Haus aus die am meisten artistische Form aller literarischen Gattungen fast naturgemäß sein muß, wissen auch wir. Aber warum sich einen hoffnungsvollen Anfang gleich wieder damit verderben, daß man eine an sich anständige, schöne und einfache Geschichte aufbläst, mit Rankenwerk garniert, das wie die bunten Rüschchen auf den neuesten Kleidern dieses Frühjahrs aus der Mottenkiste von Großmutter stammt? Warum? Es geht auch anders.

# Die Fischer von Lissau

Roman

(4. Fortsetzung)

7.

So kam es, daß Lina Matheit nach der Beerdigung der alten Olga in Perbandts Haus blieb und seine Frau wurde. Es wußte und erfuhr jedoch niemand außer Gey, was die schöne und stolze Poraither Fischmeisterstochter zu der schnellen Heirat mit dem unscheinbaren Fischer getrieben hatte, und auch Gey wußte ja nur eine halbe und falsche Wahrheit, weil er nicht erfuhr, was sich zwischen den beiden auf dem Schloßberg und in der Sterbenacht zugetragen hatte. Die üblichen Lissauer Gerüchte, daß das Mädchen habe heiraten „müssen“, gingen zwar alsbald im Schwange, aber sie befriedigten niemanden und gewannen auch keine böse Macht über die Gemüter, da die Beteiligten sich so rein und streng zwischen all dem Gerede hielten und nichts Böses weder über ihre Schwelle noch aus ihrem Munde ließen. So gewannen die Leute nichts, woran sie sich mit ihrem Geschwätz halten konnten; vor allem Lina selbst blieb für jedermann ein Rätsel. Nie sah jemand, daß sie ihrem Manne ein gutes Wort, geschweige denn einen Blick oder eine Gebärde der Liebe schenkte; wenn jedoch einer der Nachbarn, wie es nicht selten geschah, in ernster Frage an Perbandt herantrat und ihn fragte: „Liebt sie dich nicht, Dswald, ist sie nicht gut zu dir nach der Weiber Art?“ so antwortete er still und fest: „Sie dient mir treu und gut, eine Bessere kann sich keiner wünschen.“ — Wo aber in Perbandts Gegenwart auf Linas Leben im Schloß oder in Poraitthen früher angespielt wurde, da sah er die Redenden freundlich an und nickte, als wisse auch er viel, habe aber nichts mit dem Beredeten zu schaffen.

Lina selbst wagte keiner der Männer je ins vertraute Gespräch zu ziehen, denn sie behandelte sie ohne Ausnahme kalt und verächtlich. Als sie im folgenden Frühjahr einen schönen Knaben gebar, da ließ sie es zwar zu, daß Dswald einige der Nachbarn zur Taufe lud; aber während des Schmausens saß sie, in ein schwarzes Tuch gehüllt, stumm und abweisend neben ihrem Manne. Nur während Gey über dem Kinde betete und die Frauen und Männer lange Lieder aus dem Gesangbuch sangen, belebte sich ihr Gesicht, und sie betete und sang voll ernstern Verlangens mit. Danach, als die Nachbarn sich zu gehen anschickten, bat sie: „Kommt wieder zum Singen und Beten.“ — Und künftig taten sie es auch, lange Jahre hindurch.

Nur einen der Nachbarn hatte Lina Perbandt nach der Taufe nicht gebeten, wiederzukommen, das war Bernhard Gey. Er war damals gesenkten Hauptes an der Seite seiner Frau fortgegangen; aber hinfort kam er dennoch wieder und war sogar der Erste und Mächtigste im Singen und im Lesen der Schrift. Schon in diesem ersten Jahre war aus Bernhard Gey in Lissau der „alte Gey“ ge-

worden, wie man ihn nach zwanzig Jahren und später noch weit hinauf ins ganze Samland kannte. Sein bis vor kurzem noch rötlichbrauner Bart, der fast bis unter die Augen reichte, war fahl geworden; die Schläfen und Wangenknochen schienen stärker hervorzutreten, während die blauen Augen tiefer in den Schädel sanken, ohne an durchdringender Klarheit zu verlieren, es sei denn, daß sie zu manchen Zeiten wie von einem leisen, grünlichen Schleier überzogen waren. Wenn die Leute diesen leisen, grünen Schleier über Gey's Blick gebreitet sahen, so fürchteten sie sich und gingen dem Mann schnell aus dem Wege. Nicht, daß sie etwas von ihm zu leiden gehabt hätten, denn er war gütig und mild geworden wie die Wintersonne; aber man mußte ihn dennoch fürchten, weil er „das Schauen“ hatte und wie Gott in Vergangenes und Zukünftiges sah. Davor hatten die Menschen Angst. Wahrscheinlich würden sie ihn sogar als einen Zauberer vertrieben haben, wäre er nicht zugleich derjenige gewesen, von dem in Lissau ein neues, zukunftsfrohes Leben ausging. Denn nur wenige gab es, in deren Leben der „alte Gey“ nicht eingetreten wäre wie ein treusorgender Vater, der alles wußte und konnte. Nicht, daß er selbst nach Gelegenheiten gesucht hätte, sich den Lissauern angenehm zu machen, beileibe; sie selber kamen zu ihm in ihrer Not, oder es traf sich auf die wunderlichsten Weisen, daß er ausgerechnet denen jeweils begegnete, die Rat und Hilfe bedurften. Er besserte an Häusern und Brunnen, er flickte Dächer und Boote zusammen oder errichtete die zerstörten neu; so Oswalds Perbandts Dach und nach einigen Jahren auch das große, langersehnte Boot, an dem das halbe Dorf bauen half.

Daneben arbeitete er weiterhin fleißig droben auf dem Hofe, fischte mit seiner Frau und einem von Prodiens Söhnen und bestellte das Stück Kartoffelland, das ihm der Baron noch gegeben hatte, ehe er mit seiner Frau verreist war. Viele sagten, daß er des Nachts nicht mehr zu schlafen brauche, weil sein natürlicher Leib samt allen irdischen Wünschen schon gestorben sei; andere gingen noch weiter und erklärten, daß er auch nur zum Schein noch esse und trinke, weil er auf andere Weise aus der überirdischen Welt gespeist und getränkt werde. Dieser Mann, den nie jemand lachen gesehen hatte, der ohne Frieden in seinen Nächten war und ohne Freude beim Essen und Trinken, er schien in der Tat sein eigenes Leben verloren zu haben. Sein Reden und Handeln wurde oft wider seinen Willen aus ihm herausgetrieben; stets tat er das Gegenteil von dem, was Vernunft und gesunder Menscheninn erwarteten. Es konnte geschehen, daß Menschen weinend und verzagt zu ihm kamen, er aber wies ihnen zornig die Tür, als habe er kein Herz für ihre Not. Andere wieder, die ihn beleidigten und verhöhnten, zog er an seinen Tisch und sprach mit ihnen, wie er seinerzeit mit Szameit getan hatte; von Zeit zu Zeit aber warf es ihn auf sein Lager, und dann lag er stunden- und tagelang da, mit starrem Blick, ächzend wie ein Sterbender. Nach solchen Heimsuchungen ging er stets zu Oswald Perbandt und sprach mit ihm. „Jener wird sterben“, sagte er. Oder „dieser wird ertrinken, was soll ich tun?“ — Oswald aber blieb unerschüttelt. „Haben wir nicht oft genug gesehen“, antwortete er, „daß Gottes Wille geschieht, und daß seine Wege nicht unsere Wege sind? Du wirfst mit deiner Teufelsweisheit dem Bösen nicht wehren und das Gute nicht

hindern. Gib Gott die Ehre!" — Und sie beteten dann stets lange miteinander. Der alte Gey aber behielt seine Gesichte. „Es ist mein Fluch!" klagte er oft. — „Es ist dein Unglaube!" erwiderte Oswald. „Die Thür ist weit offen, warum trittst du nicht ein?" — „Welche Thür?" fragte Gey dann. — „Die Thür zum Paradies", antwortete der Freund.

Von Oswald Perbandt sprachen die Lissauer nicht mehr viel, nachdem sich das Staunen über seine Heirat mit Lina Mattheit etwas gegeben hatte; zu ihm kamen sie auch nicht um Rat und Hilfe wie zu Gey, und doch war es sein Haus, in dem der stillste Friede wohnte, also daß gerade der von allen gefürchtete und geliebte Gey zu ihm ging wie zu seinem Vater und die drückendsten Lasten zu seinen Füßen ablegte. So geschah es bald nach der Geburt des kleinen Heinrich, daß Gey wieder einmal mitten in der Nacht mit entsetzten Augen zu den Perbandts angestürzt kam und ausrief: „Es wird brennen in Lissau. Es wird bald brennen. Ein großes Feuer."

Oswald und Lina, vom Schlaf erwacht, fragten: „Bei wem?"

„Ich sah das ganze Dorf in Flammen, aber bei Szameit fing es an. Was werden wir tun? Es wird brennen, ganz gewiß, aber ich weiß nicht, wann und bei wem."

„So geh zu allen und sage ihnen, daß sie wachen sollen."

Und Gey ging zu allen und sagte: „Es wird ein Feuer kommen, seid wachsam Tag und Nacht." — Noch in der gleichen Nacht trat er auch bei Szameit ein, der ihn seit dem Nichtfest mit einem finsternen, furchtsamen Haß verfolgte; er traf ihn mit dem Kämmerer vom Gut zusammen, einem kleinen, fahlköpfigen Manne mit bösem Käsenblick, von dem es hieß, daß er es wie kein zweiter verstünde, unrecht Gut an sich zu bringen und in des Barons Abwesenheit in seine eigene Tasche zu wirtschaften. Als Gey stürmisch eintrat, fuhren die beiden mit roten Köpfen von Geld und bedruckten Papieren hoch und schrien wild auf ihn ein, was er sich unterstehe, ungebeten bei Fremden einzudringen. Mit Gewalt drängten sie ihn gleich wieder hinaus, hörten ihn auch gar nicht an, als er seine Warnung vorbrachte, und wollten von nichts wissen.

Eine Woche später, am frühen Morgen, brach in Szameits Stall Feuer aus. Als die Leute herzuströmten, um zu löschen, was doch nicht mehr zu löschen war, wurden sie Zeugen eines ebenso kläglichen wie schändlichen Vorganges: Mine Szameit lag laut schreiend auf ihren Knien, raufte sich die Haare und stammelte Sinnloses, als habe sie den Verstand verloren. Sie hatte Brandwunden im Gesicht und an den Händen, denn bis zuletzt war sie immer wieder in den Stall hineingelaufen, um Kuh und Kalb zu retten. Doch schien sie jetzt weniger wegen ihrer Wunden oder aus Schmerz um das verlorene Hab und Gut zu weinen und zu schreien, als vielmehr aus Furcht vor Szameit, der in grausamer, kalter Raserei soeben auf seinen schwach sinnigen älteren Bruder einschlug, weil dieser durch unachtsames Pfeiferauchen den Brand verursacht haben sollte. Dieser Schwach sinnige, Franz, war der eigentliche Erbe des Szameithofes; die Eltern hatten es vor ihrem Hinscheiden jedoch für richtiger gehalten, nicht ihm, sondern dem jüngeren Sohne den Besitz zu übergeben, obwohl Franz gewisse Arbeiten

mit großem Fleiß und leidlichem Geschick zu verrichten verstand. Sie hatten es dem Erben jedoch zur Pflicht gemacht, den kranken Bruder nach Kräften zu pflegen und zu versehen, und dieser hatte bereitwilligst gelobt, den Wunsch der Eltern heilig zu halten. Bald darauf sah man den Schwachsinnigen in Lumpen gehen und sich von früh bis spät für den Bruder abrackern; mit der Zeit wurde er mager wie ein Hund, und wenn er mit seinem verrenkten Gang zwischen den Häusern herumwankte, so bot er ein Bild des Jammers, bei dem sich auch den Grausamsten und Spottlustigsten unter den Männern und Frauen das Herz im Leibe zusammenzog. Das einzige, was diesem armen Menschen zu seiner Freude geblieben war, war eine alte Pfeife, aus der er zuweilen gierig ein paar Züge rauchte, wenn ein Mitleidiger oder einer, der seinen Spas haben wollte, ihm etwas Tabak geschenkt hatte.

Als der jüngere Bruder ihm jetzt so vor aller Augen rüttelte und schlug, weil er durch sein Rauchen angeblich das Feuer verursacht habe, da schüttelte er zwar anfangs aufgeregt den mageren Kopf, als wolle er seine Unschuld beteuern, und starrte entsetzt und flehend auf den Bruder und die glühenden Männer und Frauen ringsum; aber unter den Schlägen und Flüchen Szameits verging ihm bald Hören wie Sehen, so daß er zuletzt nur noch unter Tränen laut aufheulen konnte. Die Männer im Kreise ballten die Fäuste und bekamen rote Köpfe, aber wer wagte es in diesem schlimmen Augenblick gegen den starken Szameit? Plötzlich jedoch stürzte sich dessen eigener Sohn Richard mit einem erstickten Laut auf den Vater und versuchte, ihn von dem bereits kläglich zugerichteten, blutenden und heulenden Onkel zurückzureißen. Dieser Richard, Szameits Sohn aus erster Ehe, war damals schon ein kräftiger, großer Bursche von sechzehn Jahren, der — wie jedermann wußte — seinen Vater nicht liebte und sich ihm gegenüber auch schon mehrfach widerspenstig gezeigt hatte. Er fischte mit dem Vater und der Stiefmutter zusammen und mußte auch sonst die Arbeit eines erwachsenen Mannes tun; doch ward er in allen übrigen Dingen schlimmer als ein verachteter Knecht, geschweige denn wie der Erbe des Hauses gehalten. Nur zum Trinken holte sich der Alte zuweilen den Sohn an seinen Tisch und zwang ihn, mitzutun, denn er liebte es nicht, alleine zu trinken.

Eine ganze Zeit hielt der Sohn den Vater von hinten mit beiden Armen umklammert und wehrte sich verzweifelt dagegen, abgeschüttelt zu werden. Endlich aber standen sich Vater und Sohn doch Angesicht in Angesicht gegenüber, und wenn Szameits Zorn bis dahin nur geheuchelt gewesen sein mochte, so hatte ihn jetzt seine altbekannte, gefürchtete Naserei ergriffen, die ihn noch nie selbst vor dem Schlimmsten hatte zurückschrecken lassen. Da standen sie nun, der Vater gegen den Sohn und der Sohn gegen den Vater — die Männer und Frauen aus Vissau aber wagten sich nicht zu rühren und starrten wie gelähmt auf das entsetzliche Schauspiel. Was würde geschehen? Da, in dem Augenblick, als Szameit seinen Sohn wie einen Feind packte und auf die unmenschlichste Art zu reißen und zu würgen begann, stürzte sich aus dem Kreise der Gaffenden Lina Perbandt, die zu jener Zeit schon mit einem zweiten Kinde schwanger ging, auf den Nasenden und schlug ihn mit beiden Fäusten so heftig ins Gesicht, daß er

sich erst einmal wieder fassen und nach dieser Überraschung zu neuer Gewalttat — diesmal gegen die Frau — rüsten mußte. Es wäre der Armen wohl übel ergangen, wenn in diesem Augenblick nicht mit ihrem eigenen Manne zugleich auch Gey und ein paar andere Männer von dem niederbrennenden Stalle herbeigeeilt wären, die sich nicht scheuten, eine Gefahr mit der anderen zu vertauschen.

Schon nach einigen Tagen wurde Szameit abgeführt, weil er sich der Brandstiftung an seinem eigenen Stall und Hause verdächtig gemacht hatte; erst vor kurzem hatte er sein Anwesen mit Hilfe des Gutschämmerers hoch versichern lassen. Er erschien bald darauf noch einmal im Dorf, um dann jedoch für längere Zeit ins Gefängnis zu wandern. Solange er noch im Dorf war, blieb Richard Szameit bei den Perbandts; und wenn die Leute behaupteten, daß der kaum herangewachsene stille Junge während dieser Zeit mit Lina Perbandt mehr zusammengewesen sei als deren eigener Mann, so sprach der Anschein allerdings für diese Behauptung. Wiederum aber schien Oswald dies ganz so in der Ordnung zu finden. Er selbst war dem Jungen wie ein Vater, und auch als Richard in das leere Haus des Vaters zurückgekehrt war, um gemeinsam mit der Stiefmutter zu wirtschaften, zeigte er sich noch häufig im Hause der Perbandts, suchte zu helfen und hing Lina an wie einem höheren Wesen.

Lina selbst schien während dieser Zeit ruhiger und fröhlicher geworden. Sie zeigte nicht mehr ihr verächtliches Gesicht, wenn ein Mann mit ihr sprach; ja es geschah sogar, daß sie mit Gey auf eine Weise redete, die den Mann freier und ruhiger an seine Schuld denken ließ. Sie war freundlich zu Mann und Kind, es war, als beginne sie ihr Leben neu. Da kehrte eines Tages, wiederum im Sommer, der Baron nach Aressau zurück; er kam ohne seine Frau, und die Leute sagten, er sei noch unruhiger, hochmütiger und sonderlicher denn zuvor geworden. Er ließ durch den Maurer, der trotz seiner Zuchtlosigkeit vor Jahresfrist immer noch in den Diensten des Gutes stand, der Frau Perbandts sagen, daß er ihr Grüße und ein Geschenk von der Baronin zu übermitteln habe, und sie solle sich deshalb zu einer bestimmten Zeit des gleichen Abends auf dem Schloß einfinden.

Als aber Lina aufs Schloß kam, voll ihrer neuen vertrauenden Freudigkeit, die sie vor ihrer Ehe mit Perbandt nicht gekannt hatte, da wurde sie aus dem Schloß nach dem Gartenhäuschen geschickt, weil der Baron dort beschäftigt sei. Sie ging in das abgelegene Häuschen im Park, aber es dauerte nicht lange, so verließ sie es wieder, mit entsetzten Augen und verwirrtem Haar, ein Schluchzen in der Kehle. Und der Mann, der ihr in die Thür nachstürzte, war fast kein Mensch mehr, sondern ein gespenstisches Geschöpf, vom Wahnsinn gezeugt und von der Angst geboren. Als Lina diesen Abend nach Hause kam, verzerrt im Gesicht und freidebleich, traf sie Gey bei ihrem Manne an. Sie öffnete nur die Thür und schloß sie gleich wieder, sie ging zur Lucht hinauf und legte sich ins Heu. Den Kopf preßte sie tief in das dumpfe Gras, daß man ihr endloses wildes Schluchzen nicht hören sollte. Von diesem Tage ab war sie verschlossener, herrischer und verächtlicher gegen jedermann denn je zuvor. Ihr zweites Kind gebär sie zu früh, es war

ein häßlicher, bösarziger Knabe, der seinen Eltern niemals Freude machte. Sie nannten ihn Friß.

Den gleichen Abend aber, an dem Lina in neue Verzweiflung gestürzt worden war, erhielt auch Gey den Befehl, aufs Schloß zum Baron zu kommen. Er ging hin und traf den Baron im Bett liegend an. Gey machte nicht viel Umstände, er fragte: „Was haben Sie mit Lina Perbandt getan?“ — Der Baron wollte sich anfangs höhnisch stellen und fragte zurück: „Was hast du mit ihr getan?“ — Aber bald ließ er die Maske fallen, wie er schon früher einmal vor Gey getan hatte, und bekannte, daß er, von einer unerklärlichen Angst um sein Leben geplagt, nun fast zwei Jahre lang vergeblich durch die Welt gereist sei, ohne seiner Angst, deren Ursprung er gar nicht kenne, Herr werden zu können. Doch habe ihm die ganze Zeit vorgeschwebt, daß gerade Lina Perbandt ihm werde Ruhe geben können, und als er bei seiner Heimkehr erfahren habe, daß sie verheiratet sei, da sei es wie ein höllischer Sturm durch seine Seele gefahren, und er habe es sich in den Sinn gesetzt, daß sie ihm dennoch Genüge tun müsse. Nun sie es nicht getan habe, wisse er sich keinen Rat mehr, seine Frau habe er zerstört, andere Frauen habe er zerstört, und es helfe ihm doch alles nichts. Er sei wie ein von Dämonen Getriebener. Er wolle nicht das Böse, aber er tue es.

Gey sah in das ausgemergelte Gesicht des Barons, sah die gierig ragende Geiernase über dem hochmütigen Schnurrbart, sah die flachen wässerigen Augen und die bösen Schlinglein um den schmalen Mund. Dann antwortete er ohne Zorn und Verachtung: „Für Lina Perbandt hat Gott gesorgt.“

Der Baron hielt eine lange Zeit den dünnen Atem an. Dann fragte er mit leiser, zerbrechender Stimme: „Aber für mich? Für mich?“

Da ging Gey auf die Knie nieder und betete ein Vaterunser. Als er geendet hatte, lächelte der Baron zwar verächtlich; aber er sah Gey mit großen Augen nach, als er ging, und fortan schickte er oft nach ihm und war wie ein Wahnsinniger in seiner Unruhe. Einmal soll er sich hoch vor dem alten Gey aufgerichtet und ihm mit unheimlicher Stimme zugerufen haben: „Was redest du mir? Ich weiß ja alles, aber ich glaube nichts. Ich bin in der Hölle!“ — Von den Leuten am Haff sah ihn sonst kaum jemand; er war auch die meiste Zeit fort, in den großen Städten, und es wunderte niemanden, daß der Kämmerer mehr Holz schlagen ließ, als der Baron je zu wissen bekam, daß die Felder nicht mehr alle bestellt und die Stücke Vieh in den Ställen nicht mehr genau gezählt wurden. Später, nach dem Tode seiner Frau, kehrte der Baron ganz nach Aressau zurück und wurde ruhiger, tat niemandem etwas zuleide; aber er kümmerte sich auch um nichts, und die Leute sagten darum, er habe „nicht mehr alle fünfse beisammen“.

## 8.

So ging ein Jahr ums andere hin, die Menschen wußten nicht, was ihre Herzen regierte; sie taten sich wohl und wehe, wie es sie trieb. Lina Perbandt schien eine kalte und böse Frau geworden; sie verschloß sich gegen jedermann, und mit ihrem eigenen Manne hatte sie nicht mehr Gemeinschaft des Leibes und der Seele denn mit irgendeinem anderen von denen, die sie haßte. Sie saß wohl noch dabei,

wenn die Nachbarn sich in ihrem Hause um die Schrift sammelten, aber ihr Herz tat nicht mit, gab keinen Ton. Auch den jungen Richard, der sonst stets mit seinen Nöten hatte zu ihr kommen dürfen, stieß sie zurück; und jetzt erst ergab sich dieser ohne Widerstand der bösen Gemeinschaft seines Vaters und des Kämmerers.

Einigen von den Lissauer Fischern begann es um diese Zeit ein wenig besser zu gehen, denn der Kämmerer, der sich die Leute geneigt machen wollte, um desto leichter sein Werk der Finsternis fortzutreiben zu können, verkaufte ihnen im Namen des Barons das geringere Land nach der Bucht zu um einen wohlfeilen Preis und stundete ihnen zugleich das Geld, das sie dafür bezahlen sollten; so hatten die meisten Familien endlich ausreichend Kartoffeln und Milch. Die Männer, die sich zu Geh und Verbandt hielten, machten mit deren großen Booten ausgedehnte Fahrten nach den fischreichen Stellen im Haff; und als Szameit seine kaum erworbene große Siele wieder verkaufen mußte, weil er sich im Trinken immer weniger genug tun konnte, da ließ Geh den Probiens, Freudenreichs und Balduhns zum Kauf des Bootes einen Teil des Geldes, das er endlich doch noch als Erlös für sein Land und Haus in Haffkrug erhalten hatte. Das Dorf Lissau hatte begonnen, langsam seine Schwingen zu regen; das Gut Arissau aber begann zu schrumpfen und mehr und mehr zu zerfallen.

Als die Dinge so standen, kam eines Nachts im Frühjahr die große Flut, die die Wasser des Frischen Haffs so tief ins Lissauer Land hineinführte, wie es seit Jahren und Jahren nicht mehr geschehen war. Geh hatte Tage vorher ächzend auf seinem Lager gelegen; aber die Vorahnung des schlimmen Ereignisses war ihm diesmal nur wie eine Krankheit in den Leib gefahren, ohne daß er wußte, welches Unheimliche sich da nahe. Vielleicht aber wußte er auch etwas und sagte nur nichts; denn er hatte im Laufe der Zeit besser und besser gelernt, seine Last alleine zu tragen und auch die Lasten anderer noch auf sein Herz zu nehmen.

Mitten in der Nacht hörte Oswald das Wimmern des kleinen Frik neben sich; er erhob sich und wollte im Dunkeln nach der Wiege tappen, da trat sein nackter Fuß schon ins eiskalte Wasser. Indessen pflegte um diese Zeit des Jahres fast immer das Wasser zu kommen, so daß Oswald auch jetzt nicht sonderlich erschrak. Er weckte sein Weib, zündete ein Licht an und befahl ihr, die Kinder und alles Nötige durch die Heuluke auf die Lucht zu schaffen, während er draußen zum Nachten sähe. Er öffnete eines der kleinen, vielgetheilten Stubenfenster und tat einen Blick hinaus: Undurchdringliche Finsternis umlagerte das Haus, ganz nahe vom Haff her vernahm man ein unheimliches Rauschen und Gurgeln, nicht allzu laut, doch mit großer dumpfer Gewalt vorwärts stoßend und näher kommend.

Er zog sich die Wasserkiesel an, trat vor die Thür, da kroch ihm das Wasser schon an den Knöcheln hoch, und fast von Schritt zu Schritt leckte es sich höher empor, während er nach der Scheune ging, um alles leichtere Gerät im hohen Fach zu verwahren und das Thor fest zu verschließen, damit nichts fortgetrieben würde. Die Nege ließ er auf der Diele im Rauch, notfalls schadete ihnen das Wasser am wenigsten; seine Kartoffeln hatte er schon im Herbst größtenteils bei Geh untergebracht, da sie dort nicht im gleichen Maße der Wassergefahr ausgesetzt waren wie hier unten an der Bucht; was sonst noch an verderblichen Vor-

räten vorhanden war, suchte er so rasch wie möglich zusammen, denn er hatte kein gutes Gefühl im Anhören des Rauschens draußen. Lina stand starr und bleich in der Stube, beide Kinder hart an sich gepreßt. „Ist es schlimm?“ fragte sie. — „Nicht schlimmer als sonst“, antwortete er. „Du kennst es noch nicht, darum macht es dir Angst. Aber es hat uns noch nie schweren Schaden getan.“

Sie brachten die Kinder auf die Lucht und betteten sie zwischen Heu und Rissen; auch ihr eigenes Bettzeug nahmen sie mit und was sonst nicht naß werden sollte. Den Schweinen und der Kuh im Stall warfen sie große Bündel Stroh und allerhand Bretter und Balken herunter; auch das mußten sie schnell tun, weil die armen Tiere schon tief im eiskalten Wasser standen. Und danach, als alles getan war, was getan werden konnte, lagen sie still oben, tief verkrochen in Heu und Bettzeug, und lauschten auf den gurgelnden, brausenden Ansturm der Wasser draußen. Plötzlich geschah etwas, was den Mann vergessen ließ, daß sein Haus wieder einmal unter den gierigen Pranken des alten Feindes ächzte und bebte. Lina drängte sich zitternd an ihn, umfaßte ihn wie ein Kind mit beiden Armen und flüsterte ihm ins Ohr: „Ist es schlimm?“

„Hab keine Angst“, sagte er laut.

„Werden wir ertrinken?“ fragte sie weiter.

„Nein, nein doch“, tröstete er sie. „Es ist immer noch gut gegangen. Gey hat uns das Haus so stark gemacht, das Wasser wird ihm wenig anhaben können.“

Bei dem Namen Gey fing sie heftiger an zu zittern. Er fragte leise an ihrem Ohr: „Hast du ihm noch immer nicht vergeben?“

„Ihm ja“, antwortete sie. „Aber den andern nicht.“

„Welchen andern?“ fragte er erschreckt.

Da beichtete sie ihm ins Ohr all das Furchtbare, was sie bisher in ihrem tiefsten Herzen vergraben hatte. Daß ihr schon in Poraitthen, weil sie schön und offenen Wesens gewesen war, die Männer nachgestellt und mit Gewalt und Betrug ihre Blüte erbrochen hätten. Wie sie von allen diesen immer nur die Frage ihrer Leidenschaft zu sehen bekommen, nie aber die reine Liebe hätte erfahren dürfen, nach der sie selbst sich mit der ganzen Kraft ihres Leibes und ihrer Seele gesehnt habe. Wie dann endlich Gey gekommen und ihr als ein anderer erschienen sei, einer, der nur an Gott dächte und dem man darum helfen müßte wie dem Heiland selber; wie aber zuletzt auch er nur nach ihrem Leibe getrachtet habe. Der Schlimmste aber sei der Baron gewesen. — „Sprich etwas, Oswald“, bat sie, da er nur immer stumm zuhörte.

„Sie haben nicht von Gott gewußt“, sagte er.

„Auch Gey nicht?“

„Er trägt schwer genug daran, Lina. Vergib ihm.“

„Und du? Hast du mich nie verachtet, da ich schon in so vielen Händen war? Verachtest du mich jetzt?“

„Ich habe dich aus Gottes Hand genommen, nicht von Menschen“, sagte er. „Du bist rein wie ein Kind zu mir gekommen.“

Da drängte sie sich noch zitternder an ihn und schluchzte lange und wild. — „Du hast mich erst zu einem Menschen gemacht“, sagte sie, als sie wieder still ge-

worden war. „Ich konnte es dir nie sagen und zeigen. Alle dachten, sieh, was für ein böses Weib, das seinen Mann nicht liebt. Aber du bist für mich der einzige Mensch auf der Welt, auf dich nur habe ich gewartet, mein Oswald. Wenn wir jetzt sterben müssen, dann ist doch das Wort endlich, endlich gesprochen. Du hast alles von mir abgewaschen durch deine Liebe.“

„Nicht ich, nicht ich . . .“, wehrte er ihr entsezt.

Doch sie ließ nicht ab zu sagen, was sie unter ihrem kalten törichtem Gehabe jahrelang bewahrt hatte. — „Du hast dich nicht irremachen lassen von allen bösen Stimmen, du bist zu mir gekommen wie dein Vater zur schönen Jedithe. Aber du kamst auch zum dritten Male und hast mich reingewaschen von allem Verangenen.“

„Was redest du!“ fiel er ihr heftig ins Wort. „Ich bin selbst nicht besser als irgendeiner. Was soll das heißen?“

„Ehe du kamst, war ich ein Blatt im Wind. Alles machte ich falsch und schlecht, auch wo ich gut tun wollte. Ja ja, du weißt recht gut, auch jetzt noch geht alles die verkehrte Bahn, was ich nicht im Gehorsam gegen dein Wort anfangte. Richard Szameit wollte ich vor seinem bösen Vater bewahren, weil er noch anständig war, nun sitzt er ihm erst recht im Nacken. Dem Baron wollte ich zeigen, daß ich eine andere bin, als die er in mir gesehen hatte, er aber griff nach mir wie ein Satan, kaum daß er mich sah. — O mein Oswald, aber bei dir ist Friede und Ehre für eine Frau. Was du anfängst, darauf ruht Segen, dir gerät nichts falsch.“

„Lina, Lina“, sagte er und horchte mit halbem Ohr auf das Gurgeln des Wassers in der großen Stube unten, „laß das sein! Ich bin ein armer Mensch wie du, vielleicht müssen wir heute schon vors Gericht treten, da wirst du sehen, ich habe auch alles verkehrt gemacht, ob ich nun wollte oder nicht. Hätte ich Anna Gey nicht aus ihrer Ehe gerissen, ihr Mann wäre nicht auf dich verfallen. Hätte ich Mine Zoch früher an mich gezogen, sie wäre nicht an Szameit hängen-geblieben; und bei meiner Mutter habe ich nicht gewacht in der Stunde ihres Todes. Nein, nein, sprich nicht so, Frau, es ist nicht das Richtige.“

Aber sie umklammerte ihn nur fester und stieß hervor: „O Gott, wirst sogar du dich schon anklagen? Du, der besser ist als wir alle?“

Der Mann stand auf und deckte die Kinder wärmer zu, denn es war kalt hier oben; dann starrte er durch eine Ritze im Dach in den fahlen Morgen hinaus. Wasser, grauschmutziges Wasser, nichts als Wasser. Da dachte er: Weiß Gott, was daraus noch werden will heute. Als er jedoch zu seinem Weibe zurückkehrte, empfing er einen Blick, in dem nicht Todesfurcht und nicht Kleinmut stand, sondern Friede und ein herzliches Verlangen nach ihm, dem Gatten, wie ihm beides nie zuvor von seiner Frau entgegengekommen war. Er legte sich wieder neben sie ins Dunkle, und sie deckte ihn warm zu. Er sagte: „An meinem Leben war wirklich nie viel Gutes. Aber eines Tages kam Gey und hat mir gesagt, was ich erst von ihm hören mußte, um es endlich zu glauben. Daß Gott mich nicht vergessen hat, und daß er mich zu sich gezogen hat aus lauter Liebe. Davon lebe ich, und du lebst mit mir davon, glaub mir, Lina.“

Aber Lina hatte wohl nicht gut zugehört, weil sie einem anderen Gedanken

nachgehangen hatte. Plötzlich bettete sie ihren Kopf an seiner Brust und sagte ihm ins Ohr: „Das dritte Kind wird so sein wie du, mein Oswald. Das erste ist nicht von dir, das zweite ist durch Haß und Angst verdorben. Aber das dritte wird so sein wie du, und ich werde es liebhaben wie dich.“

In dieser Nacht empfing sie ihren dritten Sohn Wilhelm, während die Wasser des Haffs bis fast an die Decke ihrer Stube standen, so daß sie fürchten mußten, das Haus werde von der reißenden, gurgelnden Gewalt unter ihnen fortgetragen. Aber sie fürchteten sich nicht.

Als Wilhelm Perbandt geboren wurde, begann sein Bruder Heinrich bereits nach Poraitzen zur Schule zu gehen. Dieser jüngste von Perbandts Söhnen war weder so schön wie der älteste noch so grundhäßlich wie der zweite; er hielt sich auch in seinen sonstigen Eigenschaften genau in der Mitte zwischen seinen Brüdern, war weder zu laut noch zu still, weder zu faul noch zu fleißig in seinen kindlichen Arbeiten, und es hatte zunächst nicht den Anschein, als solle sich etwas von den liebevollen Erwartungen der Mutter an diesem so rein ersehnten und empfangenen dritten Sohne rechtfertigen; wie sich denn auch ihr inbrünstiger Wunsch, dieses Kind dem Vater ähnlich zu sehen, nicht erfüllte. Wilhelm war vielmehr gerade ihr, der Mutter, wie aus dem Gesicht gerissen.

Keiner der drei Knaben war der Mutter besonders zugetan; denn sie hatte nach außen hin ihr strenges, oft aufbrausendes Wesen beibehalten, selbst nach jener Sturmnacht noch, in der sich ihr Herz so sichtbar zur Liebe und Fröhlichkeit befreit hatte. In ihrem Bemühen, die Söhne von frühester Jugend an auf dem Pfad des Gehorsams zu halten, war ihr das Verbiehen und Tadeln im Laufe der Jahre zum zweiten Wesen geworden, und so konnte es nicht ausbleiben, daß die Söhne je länger, um so mehr zum Vater liefen und bei ihm abzuladen suchten, was die herrische Mutter ihnen über ihre Kraft aufgebürdet hatte. Anfangs fanden sie im Vater nie den Bundesgenossen gegen die Mutter, wohl aber den unermüdlichen Versöhner, der lediglich zu heilen suchte, was ihr allzu kurz und hart gehaltener Zügel wundgerissen hatte. Später aber, da das Wesen der Frau im bitteren Lebenskampf sich mehr und mehr zu verhärten begann, nahm auch die Fähigkeit des Vaters ab, immer aufs neue die Brücke zwischen ihr und den Kindern zu schlagen; so hingen denn die heranwachsenden Knaben mit ungleich größerer Liebe dem Vater an denn der Mutter. Sie hatten zwar ein ausgeprägtes Bewußtsein für den Wert ihrer unermüdlich sorgenden Kraft und begegneten ihr voll scheuer Achtung, aber sie ließen sie viel allein und hörten nur die Scheltworte, mit denen sie den Vater bedachte, nicht die hebend hervorgestammelten Gebete, mit denen sie ihre Lieben Nacht für Nacht der Hut Gottes empfahl. Heinrich namentlich, der allen Menschen allein durch den Anblick seines schönen, traurigen Gesichtes schon tief ans Herz griff, hing mit inniger Liebe an dem Manne, den er bis zu seinem frühen Tode für seinen rechten Vater hielt. Fritz hingegen liebte niemanden, wenn er sich als Kind auch oft, in sinnloser Angst wild losschluchzend, an die Mutter klammerte und sich vor jedem Menschenangeficht in den finstersten Winkel verkroch. Er ging schon

als Halbwüchsigler seine eigenen Wege — dunkle Wege trotz aller strengen Verbote der Mutter; er trieb sich mit den Mädchen aus dem Elchfrug im Walde umher, war faul bei der Arbeit, ließ sich schwer zu seinen Pflichten rufen und suchte sein zerrissenes Herz nicht selten in allerhand Kausch und Roheit zu verstecken. Ihm gegenüber zeigte die Mutter am ehesten zuweilen etwas von Milde und Nachsicht; aber er stieß sie immer wieder von sich, wie er auch das Wort des Vaters nicht annahm oder doch nicht befolgte. Wilhelm wiederum schien von frühester Kindheit auf mehr dem Paten Gey denn seinen eigenen Eltern, ob nun Vater oder Mutter, zugehören. Mit seinen quälendsten Fragen ging er zu ihm wie auch mit seinen stillsten Freuden, und der Mann leitete diesen Sohn des Freundes mit einer Sorgfalt und Liebe durch alle seine Knabennöthe hindurch, als hinge von dem Gelingen dieses jungen Lebens Heil oder Unheil seiner eigenen Seele ab.

Wenn nun auch Wilhelm, wie wir sahen, weder in seiner äußeren Erscheinung noch in seinem inneren Wesen die überschwenglichen Hoffnungen zu rechtfertigen schien, die seitens der Mutter an seine Geburt geknüpft worden waren, so konnte man es doch als eine eigentümliche Fügung betrachten, daß fast von dem Tage seiner Geburt an die Dinge in Lissau einen ruhigeren und helleren Weg zu laufen schienen, also daß aus den nun folgenden Jahren keine weder ganz dunklen noch auch verwirrend lichtvollen Geschehnisse zu berichten sind. Der Kreis von Männern und Frauen, die sich mit Gey und Perbandt um die Heilige Schrift sammelten und von ihr her jegliches Tun und Denken bestimmen ließen, wurde größer und gewann eine gute Macht, gegen die sich Szameit und seine wenigen Freunde auf die Dauer nicht wehren konnten. Das Dunkle, wo es geschah, war deutlich als Dunkles gegen das Lichte unterschieden; die Heranwachsenden wurden in festen sittlichen Unterscheidungen des Guten und Bösen groß und hatten damit schon einen Halt und ein Ziel gewonnen, danach sie ihre Schritte richten konnten. Die Kinder wurden hinfort in rechtschaffen geschlossenen und geführten Ehen gezeugt und geboren und nicht allein im knechtischen Dienst blinder, freier Triebe wie bisher. Die Frauen wurden ernster in Ehren gehalten, wenigleich nach wie vor auf ihnen die Hauptlast aller Sorge und Arbeit ruhte.

Ein oder zwei Jahre nach Wilhelms Geburt wurde im Hause Szameits ein kleines Mädchen geboren, ein so merkwürdig feines und liebliches Kind, daß die Leute über ein solches Wunder die Köpfe schüttelten. Es wuchs heran, dem ganzen Dorf zur Freude, und wenn es mit Wilhelm zusammen unten an der Bucht spielte, so pflegte wohl der eine oder andere mit Lachen zu sagen: „Sieh da, ein Pärchen!“ — Um dieses Kindes willen verzieh man Szameit manches Böse, sogar daß er seinen armen Bruder Franz allmählich zuschanden gemacht hatte; es fehlte natürlich auch nicht an Stimmen, die seine Vaterschaft bezweifelten. Tatsache war, daß er nach der Geburt der kleinen Marie seine Frau nur noch schlechter behandelte denn je zuvor; doch mochte das seinen Grund auch in anderem haben, vielleicht darin, daß Richard sich nicht das geringste an Mißhandlungen mehr gefallen ließ, weil er stärker als der Alte geworden war. Die Frau starb nach nicht langer Zeit, von vielen betrauert, aber von den meisten bald vergessen. Nach

ihrer Tode kam die kleine Marie öfter und öfter in das Haus der Verbands. Lina wurde ihr eine zweite Mutter, wenn sie es auch ihr gegenüber an allem Zärtlichen fehlen ließ.

Gey lebte um jene Zeit in gutem Frieden mit seinem Weibe und seinen vier Söhnen. Anna Gey blieb jedoch immer eine sehr stille, verschlossene Frau, und als sie im Alter von vierzig Jahren durch eine böse Erkältung heimgesucht wurde, da bot sie dem Tode keinen Widerstand; es war, als wünsche sie sich gar kein langes Leben. Geys ältester Sohn heiratete ein Jahr nach dem Tode der Mutter; der Vater zog aufs Altenteil und machte sich auf diese Weise schon früh in seinem eigenen Hause zum Gast.

Was die Lissauer insgesamt betraf, so wären sie erstaunt gewesen, wenn jemand ihnen gesagt hätte, wie sehr sich ihr Leben innerhalb der vergangenen zehn, zwanzig Jahre seit der Ankunft Bernhard Geys zum Besseren gewendet hatte. Denn in jenem merkwürdigen ersten Jahr hatten sie wahre Wunder vom Himmel erwartet; aber sie waren keine Heiligen und Wundertäter geworden, wenn sie auch ein Licht und eine Kraft in ihrer Bruderschaft besaßen. Und immer noch waren sie arme Fischer mit wenig Land und wenig Vieh, immer noch klopfte die Not an ihre Türen, immer noch brauste das Haff ungeladen in ihre Stuben und Ställe, wenn die Zeit da war. Immer noch gingen ihre Söhne und Töchter, ja die Ehegatten selbst zuweilen auf Wegen, die nicht die Wege der göttlichen Gebote waren. Und auch wenn die Lissauer auf Gey und Perbandt sahen, waren diese beiden denn wahrhaft glücklich geworden? Lebten diese denn im Frieden Gottes, von dem sie predigten und um den sie beteten?

Ach nein, noch schien sich nichts wahrhaft erfüllt zu haben, noch lebten sie alle nur im Glauben und Hoffen, nicht aber im Schauen und in der Erfüllung. Wie aber, wenn einmal Gey gestorben sein würde? Wie, wenn mit dem Tode der frommen Alten die Flamme erlöschen würde, die sie samt ihren Kindern bisher bei Kraft und Trost erhalten hatte? In solchen Ängsten sahen die Menschen wohl ihre Kinder mit besonderen Augen an, mit bebender Freude und mit einer Sorge, wie man sie nicht um Zeitliches fühlt. Mit diesen Augen sah Lina Perbandt namentlich ihren Jüngsten an, als wolle und müsse sich endlich an ihm zeigen, worauf sie so innig gehofft hatte. Dabei ließ sie sich aber in eine falsche Sorge hineintreiben. Denn während sie es ganz in der Ordnung fand, daß der schöne, schweigsame Heinrich und der laute, ungehorsame Friß mit dem Vater auf dessen schönem neuen Segelboot weit aufs Haff fuhren, um manchmal wochenlang in Not und Gefahr draußen zu bleiben, wollte sie diesen Jüngsten, als seine Jahre gekommen waren, nicht aufs Wasser geben und wurde trozig und böse, als der Vater endlich mit Gewalt durchsetzte, was ohnehin ja doch einmal geschehen mußte. Denn wie sollte er sein Handwerk lernen, wenn er nicht in die Lehre durfte? Und ein Fischer wollte und mußte er werden, was hatte er denn für eine andere Wahl? Lina sah dies wohl ein; sie sah auch, wie Oswald in schier übermenschlicher Geduld ihren falschen Trost zu entmächtigen suchte, aber es zeigte sich dabei zugleich, daß Linas Liebe zu ihrem Manne geringer war als die zu dem Sohne, in dem sie ihr eigenes Leben in geläuterter Gestalt auferstehen sehen wollte. So kam

es denn, daß Oswald Perbandt in den letzten Jahren wenig Frieden in seinem Hause hatte, ob er ihn gleich im eigenen Herzen und in der Bruderschaft der gläubigen Nachbarn immer wieder fand. Er wurde still und wiederum so schweigsam, wie er vor seiner Ehe gewesen war. Er und Heinrich waren unzertrennlich; es war, als wüßte von diesen beiden Menschen jeder tief um das unaussprechbare Leid des andern, und auch um den Frieden des andern. Am liebsten waren sie zu zweit draußen beim Fischen. Den Tod fürchteten sie nicht, ihr Handwerk verstanden sie, und einer erlebte im Wesen des andern schon etwas von dem Wesen, nach dem alles Geschaffene sich zurücksehnt. Oft fragte der Vater den Sohn: „Willst du nicht lieber mit deinesgleichen gehen, willst du dir nicht ein Mädchen suchen?“ — Aber der Sohn schüttelte nur den Kopf und antwortete: „Es ist noch Zeit, Vater.“ — Und so blieben sie beieinander Jahr um Jahr.

Zulezt aber kam der Tag, den der alte Gey vor mehr als zwanzig Jahren in seiner schrecklichsten Nacht vorausgesehen hatte. Es war im April des Jahres 1899, und das Haff zeigte keine Zeichen, vor denen die Männer in Lissau hätten erschrecken dürfen. Die meisten hatten ihre Boote nach dem langen Winter überholt und schickten sich an, soweit sie die größeren Keitelfähne hatten, dem Brauch gemäß tief ins Haff hinaufzufahren, bis nach Frauenburg und nach der Elbinger Bucht. Oswald Perbandt mit seinen beiden Ältesten hatte die erste Fahrt bereits hinter sich, und es war eine gute Fahrt mit reicher Beute an Kaulbarschen und Aalen geworden. Als sie aber zu der zweiten Fahrt rüsteten, kam der alte Gey zu seinem Freunde und sagte: „Fahr diesmal nicht aus, Oswald. Tu es nicht. Du wirst nicht wiederkehren.“

„Warum soll ich nicht wiederkehren?“ fragte Oswald. Aber er wußte wohl, warum der andere ihm gesagt hatte, er werde nicht wiederkehren. Seit mehr als zwanzig Jahren hatte er jedoch schon gegen die ungöttlichen Gesichte und Prophezeiungen Bernhard Geys gekämpft, so sagte er auch jetzt: „Bernhard, du hast einmal am Anfang zu mir gesprochen, und damals hast du mit deinem Wort mein ganzes Leben gewendet. Aber was du jetzt redest, das redest du nicht aus Gottes Munde. Mein Leben gehört nicht mehr mir, und der, dem es gehört, wird es mir bewahren bis ans Ende der Welt.“

Da verstummte Gey und sagte nichts mehr, weil er wohl wußte, daß der Freund wahr gesprochen hatte. Aber er gab dennoch seiner Sorge nach, ging hin zu Lina und sagte: „Schick Wilhelm gleich fort, laß ihn nicht mit hinausfahren heute. Frag mich nicht, warum.“

Und Lina tat, wie er ihr sagte. Da wurde der Vater traurig, als er sah, wie der Freund und sein Weib ihn aus Liebe zu Wilhelm hintergangen hatten. Er sagte: „Ist das euer Glaube?“ und ging zum ältesten Sohne hin, fragte: „Heinrich, der alte Gey hat geweissagt, wir sollen heute von unserer Fahrt nicht wiederkehren. Was soll ich tun?“

Aber Heinrich sagte: „Ich habe keine Angst, wenn ich bei dir bin, Vater. Laß uns ruhig ausfahren.“ — Und dann, da er sich seiner dürrtigen Worte schämte, fügte er noch hinzu: „Hast du mich nicht gelehrt, es gibt eine himmlische Vor-sehung, die uns vor allem Übel bewahrt?“

Da sah Oswald Perbandt den Sohn an und antwortete nach langem Besinnen: „Mein Heinrich, eine himmlische Vorsehung gibt es wohl. Und sie bringt alles zum guten Ende, auch das ist wahr. Aber vielleicht liegt das gute Ende nicht mehr in diesem irdischen Leben. Vielleicht liegt es weit, weit hinten beim Vater, beim Jüngsten Tag, von dem die Schrift schreibt.“

Da wußte Heinrich nichts zu antworten. Er ging zum Boot hinab und rüstete alles zur Ausfahrt. Sie gedachten, Fritz diesmal zu Hause zu lassen; aber da er sie zur Ausfahrt rüsten sah und glaubte, sie wollten ihm zuleid allein sein, drängte er sich im Troß mit aufs Boot und fuhr so mit ihnen in die Nacht hinaus. Und so traten die drei ihre letzte Fahrt an, und keiner von ihnen hat erzählen können, wie es geschah, daß der bittere Tod sie nahm und herabriss.

9.

So wardt de Löw ön ons mächtig on groht,  
Dörch Kryhs, dörch Lyden, dörch allerley Noht.

In den Jahren nach Oswald Perbandts Tode, von denen eingangs berichtet wurde, wuchs das Dörfchen Lissau immer höher ins Land hinauf. Es gab unter den Fischern bald keinen mehr, der nicht außer seinen Kartoffeln auch etwas Roggen, Hafer und Gerste hätte bauen können; einige wurden mit der Zeit ganz zu Bauern und zogen von der Bucht fort, hinauf nach Aressau, wo in der Nähe des Gutes ein neues Dorf mit Schule und Kramladen entstand. Die meisten Lissauer hatten jedoch schon alle Bauernarbeit verlernt oder hatten sie niemals verstanden; so kam es, daß sie im Anfang vieles falsch machten und vor Schaden und Mißgeschick nicht recht weiterkamen. Sie pflügten schlecht, wußten nicht die rechte Zeit zum Säen und Ernten, verstanden keinen Erntewagen zu laden und zu lenken oder bedachten nicht, daß man keinen frischen Hafer verfüttern darf. Da sie sich ihres Ungeschicks und ihrer Unkenntnis in diesen Dingen schämten, begingen sie den größeren Fehler, nicht bei denen anzufragen, die Bescheid wußten. Selbst zum alten Gey ging man in diesen Jahren ungern, um sich Rat zu holen; denn er war in seinem Raten und Reden immer umständlicher geworden und gab genauere Anweisungen für die Art und Weise, wie ein Mensch seine Seele zu bestellen denn wie er seinen Acker zu bebauen und sein Vieh zu pflegen habe. Indessen gedieh seines Sohnes Wirtschaft am besten von allen, und auch die Perbandts kamen Jahr um Jahr besser voran, da sie den getreuen Rat und auch die gelegentliche Hilfe des alten Freundes dankbar hinnahmen.

Es war im Jahre nach Wilhelms Dienstentlassung, kurz vor der Heuernte. Wilhelm war jetzt Anfang der Zwanzig, ein hoher, magerer Bursche und seiner Mutter nach Gesicht und Gestalt immer noch sehr ähnlich, wenn auch in seinem Wesen und Reden immer stärker Züge in Erscheinung traten, die die Nachbarn an seinen toten Vater erinnerten.

Eine Woche lang hatten sie einen klaren hohen Himmel gehabt — das Gras wuchs dicht und stark — dazu einen guten Gang im Haff; an allen Ecken und Enden kamen sie prachtvoll voran in der Wirtschaft, sie verkauften Fische, sie

würden Heu verkaufen mehr als je, eine Kuh war übrig und schon dem Händler zugesagt.

Da wurde die Mutter krank.

Es war ein Sonnabend, sie hatten die Nacht zuvor Zander gefischt und ihre Beute am nächsten Morgen gleich auf den Markt gefahren. Schon während der Nacht hatte Lina Perbandt öfter in der Arbeit innegehalten und sich aufrichten müssen, wobei sie die Luft zitternd durch den Mund einzog und stöhnend wieder ausstieß; über Schmerzen hatte sie nicht geklagt.

Aber am Sonnabendmittag, als sie nach aller getanen Arbeit ruhig am überdeckten Bug des Bootes saß und wie gewöhnlich zum vorbeigleitenden Ufer hinüberstarrte, geschah es doch häufiger, daß sie auf diese gequälte, zitternde Art die Luft einholte und wieder ausstieß. Und als die Männer sie jetzt fragten, ob sie krank sei und Schmerzen habe, da leugnete sie es nicht.

„Ich habe dir immer gesagt, du sollst im Hause bleiben und nicht mehr aufs Haff mitfahren“, sagte Wilhelm; aber so viel Kraft hatte die Mutter noch, daß sie ihre alten eigensinnigen Antworten gab. Als sie jedoch in Lissau anlangten, war es so schlimm geworden, daß die Männer die Kranke zum Haus hinan mehr tragen als führen mußten. Als sie sich gelegt hatte, drehte sie den Kopf und sagte unwillig: „Gerade jetzt, wo wir den Zander so schön holen konnten!“

Wilhelm streichelte sie und sagte: „Den werden wir auch ohne dich holen, Mutterchen.“

„Das werdet ihr nicht!“ schalt sie da. „Für dich gibt es genug in der Wirtschaft zu tun, und Richard kann meinetwegen nach Hause. Auch die Kuh muß zum Händler, was soll sie hier noch stehen, wo sie verkauft ist.“

Richard stand in der Stube herum, murmelte etwas von zu vieler Arbeit und blickte töricht und hilflos nach dem Bett der Kranken.

„Geh nach Hause, Richard!“ befahl Lina. Da ging er und schickte Marie, seine Halbschwester, zur Pflege herüber; er wollte statt ihrer droben beim alten Szameit die Arbeit tun. Aber als Marie in die Türe trat, hatte die Mutter gerade die Augen geschlossen und war in den ersetzten Schlaf gesunken.

So suchte sich das Mädchen selbst Arbeit. Sie half der alten tauben Rosine beim Melken, sie räumte in der Stube auf, half Wilhelm beim Ausmisten im Stall, und endlich ging sie an den Herd und kochte Suppe zum Schweinevesper. Als sie zusammen gegessen hatten, stand Wilhelm auf und sagte: „Ich bringe jetzt die Kuh zum Händler, sonst wird es zu spät. Bleibst du bei meiner Mutter, Marie?“

„Ja“, antwortete sie. „Aber erst laß mich nach Hause und melken und Bescheid sagen.“

„Jetzt hat doch Richard schon gemolken!“ wandte der Junge ein. Aber sie wollte doch lieber vorher nach Hause gehen und sagte: „Ich komme ja gleich wieder. Deine Mutter schläft so fest.“

Wilhelm holte die Kuh von der Weide, und sie zogen den Weg zum Dorf hinauf bis vor das Haus der Szameits, das nah beim Walde lag. Dort trennten sie sich, der Weg zum Dorf des Händlers ging von hier aus noch über eine

Stunde durch die Aressauer Heide, einen dichten alten Laubwald. Aber als Marie ins Haus getreten war, blieb die Kuh stehen, brüllte, wandte den Kopf nach dem Hause um, brüllte unaufhörlich und folgte Wilhelm nicht weiter nach, soviel er auch an ihr zerrte und zog, ja so hart er mit seinem Stock auf ihr spitzkantiges Hinterteil einschlug. Sie stand wie ein Felsen und rührte sich nicht vom Fleck, obgleich sie doch bisher wie ein Lamm gefolgt war.

Marie trat wieder aus dem Hause, lachte, kraulte die Kuh auf der harten Stirn, zog sie leicht bei dem Strick, der ihr um die Hörner geschlungen war, und sofort tappte das Tier weiter.

Am Eingang des Waldes wollte das Mädchen wieder umkehren, aber sofort blieb die Kuh stehen und war weder durch gute Worte noch durch Gewalt zu bewegen, auch nur einen Taps weiter zu tun.

„Sieh, du gefällst mir!“ sagte Marie und lachte beschämt. Wilhelm aber mochte es gern, daß das Tier nur nach dem Mädchen und nicht nach ihm selbst hörte. Er sah Marie freundlich an und sagte: „Du verstehst es mit dem Vieh. Komm noch ein Stück mit!“

„Ich muß aber nach Hause“, erwiderte sie. „Und deine Mutter, ei, was wird mit der?“

Aber zuletzt ging sie doch immer weiter mit ihm in den Wald, denn sobald sie stehenblieb, um heimzugehen, hielt auch die Kuh augenblicks inne, wandte den Kopf und brüllte.

Als nun Wilhelm die Kuh abgeliefert hatte und wieder aus dem Hause des Händlers trat, hatte er die rechte Hand in der Toppentasche um das Geld geklammert und sagte: „Jetzt hab' ich Geld, Geld.“

Noch nie hatte er so viel Geld in Händen gehabt.

Marie lächelte und fragte: „Ei, was man damit alles machen könnte?“

„Meinetwegen können wir tanzen gehen oder was wir wollen“, erwiderte er.

Aber sie strich an ihrer Schürze herab, sah auf ihre nackten staubigen Beine und sagte: „So kann man doch nicht . . .“

„Deshalb? Das ist das wenigste“, prahlte er. „Laß uns nach Hause gehen und uns fein anziehen. Heut ist Sonnabend.“

„Ach ja?“ lächelte sie. „Aber wird deine Mutter dir nicht das Geld wegnehmen?“

„Meine Mutter ist krank“, murmelte er.

„Aber dann können wir erst recht nicht tanzen gehen“, flüsterte sie. „Nein, Wilhelm?“

Er nahm das Mädchen beim Arm, zog es auf den Weg und sagte mürrisch: „Sie wird nicht gleich sterben.“

„Nein, nein, natürlich nicht!“ bekräftigte sie. „Sie ist so fleißig und stark.“ — Nach einer Weile fuhr sie leise fort: „Meine Mutter ist lange tot, und mein Vater trinkt und lügt und . . . Im Dorf achtet ihn kein einziger. Ach Gott, wenn ich doch auch eine Mutter hätte!“

Da brauste Wilhelm auf: „Meine Mutter denkt, ich wäre immer noch ein

kleines Kind, dabei war ich schon Soldat. — Nichts darf ich tun, wenn sie es nicht will, das ist heute genau wie vor zehn Jahren."

"Jetzt ist sie ja krank", sagte sie noch leiser. — "Was tust du, wenn sie stirbt?"

"Sie stirbt nicht", antwortete er erschrocken.

"Dunkel wird es jetzt überhaupt nicht mehr", begann Wilhelm wieder, als er das Mädchen traurig sah. Und als sie den Kopf hängen ließ und immer langsamer ging, fragte er: "Bist du müde, Marie?"

Sie richtete sich schnell wieder auf, schüttelte heftig den Kopf und sagte: "Nein. — Aber hat es nicht im Busch geknackt?"

Sie blieb stehen und lauschte. Wilhelm stand vor ihr und sah sie an. Sie war wohl neunzehn Jahre alt, von untersehter, stämmiger Gestalt. Ihr Gesicht war voll, klar und freundlich, ihr Blick gesund und, wenn sie lachte, schelmisch. Aber jetzt war sie etwas bleich geworden unter dem Sonnenbraun ihrer Wangen, und ihre Augen wanderten ängstlich nach rechts und links in den dunklen Busch. Sie ersahen Wilhelm auf einmal so hilflos und lieblich zugleich, daß es ihn mit Macht nach ihr verlangte.

"Ja, vorwärts kommen wir wohl", fing er wieder an. "Aber bis ich allein vom Lande leben kann, wie die Mutter will, da fehlt noch viel. — Was hast du?"

Denn Marie hatte sich in plötzlichem Zurückweichen hart an ihn gedrängt und ihn umklammert. "Der Elch!" stieß sie flüsternd hervor und wurde ganz starr in seinem Arm. Und als Wilhelm den Elch am Rande des Buschs stehen sah, keine zehn Schritte weit links von ihnen, da wollte auch ihm das Herz stoßen. Denn das Tier stand da wie aus Stein und sah ihnen voll entgegen, nur die großen Schaufeln schwannten leise auf seinem Haupte...

Lange Zeit standen sie so dem schnaufenden Tier gegenüber und rührten sich nicht. Ihre Herzen schlugen mit Macht gegeneinander, die Finger des Mädchens krampften sich angstvoll in Wilhelms Jacke fest. Wilhelm selbst hatte Angst, und doch empfand er auch etwas qualvoll Seliges in diesen Augenblicken, da das Mädchen an seinem Leibe Schutz suchte und so nahe bei ihm war, wie es nicht näher ging, so daß er erstaunt spürte, wie fest das Feste an ihr war und wie zart das Zarte, daß er ihre warme Haut roch und ihren Atem durch ihren ganzen Leib gehen fühlte, ja mit seinem Munde, ohne daß er es wollte, ihr krauses blondes Haar berührte.

Und als sich das Tier endlich mit einem Schnaufen und Bäumen in das krachende Gehölz des Erlenbusches zurückgewendet hatte, da löste sich zwar die Starrheit der beiden und allmählich begannen sie wieder frei zu atmen und sogar fröhlich zu lachen; aber sie ließen sich nun nicht mehr los, sondern hielten sich weiterhin fest, erst an den Händen, dann an den Armen, und schließlich faßten sie sich fest um die Hüften wie Verliebte, so daß sie nur noch langsam gehen konnten. Noch immer hatten sie beide das Herz im Halse, aber nun war es wohl nicht mehr wegen des Elches; ja als sie ihr Dorf wieder vor sich sahen und das Haß dahinter, alles schwer und genau gefärbt vor der langsam sinkenden Sonne, da hatten sie den Elch schon ganz vergessen und dachten nur noch an sich selber.

(Fortsetzung folgt)

# Literarische Rundschau

## „Wer is denn dütte?“

Mit Freude können wir die Kindheits-erinnerungen von Adolfs Thimme, der das reizende Buch „Erlebnisse aus einem Sammlerleben“ schrieb, „Dütte im roten Rock“ (Merseburg, Friedrich Stollberg) empfehlen. Es sind ganz schlichte Erinnerungen, wie sie schließlich jeder so oder so erlebt, aber wie er sie erlebt und in sich bewahrt, das ist der Humor. Bisweilen denkt man an Carl Spitzlers Kindheitsbuch, das aber weniger unmittelbar wirkt, wenn es auch zum ersten Male darlegt, wie winzige Geschehnisse bestimmend für ein ganzes Leben sind. So ist es auch hier: als der kleine Held Huckepack auf der alten Hanne reitet und ein Dorfweiblein fragt: wer is denn dütte (=dieses)?, da erwacht das Gefühl seiner Individualität, und er verkündet zu Hause voll berechtigten Stolzes, daß er dütte sei. Aber nicht immer wird ein sehr ernstes Problem von der nachdenklichen Heiterkeit Thimmes umspinnen. Plötzlich knarrt es, wie wenn der Schüderump in der Ferne führe, als besagte Hanne Allmann im Siechenhaus zu Krodbeck am Fuße des alten germanischen Zauberberges sitzt, wohin bekanntlich ein weiter Weg ist. Auch dies Buch spielt im Harz. Gleichgültig, wo es spielt, der Schauplatz ist ja doch der Winkel unserer Seele, wo jenes erste Ahnen schlummert. Und wenn es auch nach Lavendel duftet: dies ist kein altmodisches Buch. Wir wünschen dem feinen Herrn Verfasser, daß er, der gewiß schon ein hoher Siebziger ist — hat er doch noch hannoveranische Kürassiere als Einquartierung gesehen — daß er noch sehr lange lebe, daß er sich noch sehr lange vieler Dinge erinnern möge. Dies ist ein sehr selbstischer Wunsch.

Wolfgang Goetz.

## Angelsächsische

### Unterhaltungsliteratur

Zu einer Zeit, wo bei uns die Unterhaltungsliteratur ein wenig vernachlässigt wird — vielleicht weil die Autoren sich scheuen, einen guten Unterhaltungsroman zu schreiben — nimmt die Entwicklung in Amerika und Eng-

land gerade auf diesem Gebiet einen ungeheuren Aufschwung. Das gute Buch, das jeder gern liest, obwohl es im Grunde genommen richtiggehende Unterhaltungsektüre ist, findet sich immer mehr auf dem Büchermarkt ein.

Eine eigene Stärke, besonders der Engländer, sind die echten Jugendschilderungen, der Bericht vom Werden eines Menschen ohne Pathos, ohne Verlogenheit. In John R. Allans „Jugend auf Dungaie“ (Berlin, Friedrich Vorwerk) sehen wir die Zinnkrüge und Schüsseln auf dem Bord der Wohnstube in dem schottischen Bauernhaus, wo der kleine Junge aufwächst. Sie erscheinen ihm wie ein Heer von Schildern und Speeren und die geräucherten Schinken in der Speisekammer wie die abgeschlagenen Köpfe von Seeräubern. Klar und humorvoll, nicht ohne Kritik sieht der Autor seine Ahnen, die er liebt, als deren blutsverbundener Nachkomme er sich fühlt. Wundervoll steht die Figur des Großvaters da, dieses verschwenderischen Schotten, dem es nur gut geht, wenn er unter Zwangsverwaltung steht, und der schließlich gelassen bleibt, wenn das Haus brennt. Bemerkenswert die Auffassung dieses schottischen Bauern, als der Krieg kommt, wenn er gar nicht einsieht, warum er auf deutsche Bauern schießen soll, weil sie ihm nichts getan haben und der doch nichts anderes im Kopf hat, als sein Land gegen einen Einfall zu schützen, seine Scholle zu verteidigen. Und alles interessiert uns, ob der Knabe den Hühnern des Hofes eine Predigt hält oder ob er die unsterbliche Kakerlakenbrut in der Küche betrachtet. — Eine andere Jugend, die uns fesselt, schildert Henry Williamson in seinem Buch „Die schönen Jahre“ (Berlin, S. Fischer). Kindheit, Schulzeit und Jünglingsjahre des jungen Engländers ziehen an uns vorüber. Das Kind und der Mann — beide sind gleich naturverbunden. Herzliche Sympathie des Lesers ist ihm und seinem Freund sicher, wenn sie die Dohlenfallen zerstören und die Strafe dafür auf dem Fuß folgt. Auch hier setzt das Kriegserlebnis der Männerfreundschaft, die aus der Knabengemeinschaft entstand, ein Ende. Und auch hier ist

die Geisteshaltung, mit der dieses Erlebnis aufgenommen wird, echt englisch. — Das künstlerische Werden eines jungen Malers schildert Charles Morgan in seinem Roman „Das Bildnis“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Es ist interessant, die Empfindungen mitzufühlen, die dieser junge Mensch durchmacht, der schon von frühester Jugend an Künstler ist, aber sich noch zur menschlichen Reife durchringen muß. Die Anbetung des Knaben erhebt den Gegenstand der Liebe über sich selbst hinaus. Liebe — Erfüllung nach langen Jahren, die zugleich das Ende der Liebe bringt. Es ist ein echtes Künstlerschicksal. Nur solange das Erlebnis geistiger Besitz ist, hat es Wert. Ist das Ziel erst erreicht, dann sucht sich das Genie neue Aufgaben. — Leben heißt kämpfen, das ist das Motto, unter das Richard B. Sheridan sein Buch und sein Leben gestellt hat. „Himmlische Hölle“ ist der Titel des Bandes, in dem er die Erlebnisse seiner Segelfahrt schildert (Berlin, Steuben Verlag). Er erklärt nicht, warum er auf einmal sein schönes Auto, das wohlige Leben eines gutgestellten jungen Mannes, die Fürsorge einer verwöhnten Mutter liegen- und stehenläßt und auf der finnischen Viermaßbark Lawhill anheuert, um Kap Horn zu umsegeln. So etwas kann auch nicht erklärt werden. Wer es versteht, der braucht keine Erläuterungen. Es spricht für die lebendige Schilderung des Autors, daß der Leser die schwere Schule dieser Fahrt zuerst als genau so unerträglich empfindet wie der, der sie durchmachte, und daß sie nachher auf einmal in der Erinnerung genau so leicht scheint. Selbst die Schilderung der losgelassenen Matrosen an Land, nach monatelanger Seefahrt, verkehrt nicht. Wer sich durch ein so hartes Leben durchgebissen hat, dem sind nachher auch Entgleisungen gefattet. — Englische Schwänke, so könnte man die Erzählungen nennen, die L. F. Powys in dem Band „König Dud“ (Berlin, Verlag die Nebenpresse) veröffentlicht. Es sind Schwänke in weitestem Sinne. Viele davon muß man recht ernst nehmen. Humor wechselt ab mit tief sinnigen Betrachtungen und Lebensweisheiten, und oft ist die Moral von der Geschichte, obwohl von der heiteren Warte aus betrachtet, nichts anderes als die Erkenntnis von der Macht, die das Schicksal über uns hat, gegen das wir zwar immer ankämpfen müssen, das aber die große Linie

doch vorher bestimmt. Um dieses Schicksal herum gruppieren sich die liebenswerten Figuren von dem Kapitän, der kein Kapitän ist, dem Gärtner, der gegen seine Grille ankämpft und von ihr zum Schluß doch besiegt wird, und der reizende Landpfarrer, der nur ans Geben und nicht ans Nehmen denkt und vergeblich nach einem König sucht, der kein Dieb war. — Weit über den Rahmen dessen, was wir unter einem Unterhaltungsroman verstehen, hinaus geht das Buch von William Faulkner „Absalom“ (Berlin, Rowohlt). Wenn man diesen Band beginnt, dann hat man zunächst einmal ungefähr 50 Seiten lang das Gefühl, nicht durchzukommen. Ja, manchmal möchte man das Buch glatt an die Wand werfen. Hat man sich aber erst mit den für unseren Geschmack oft stark verschachtelten Sätzen und der sehr widerhaarigen Erzählungsform abgefunden, so entsteht auf einmal das fesselnde Erlebnis eines großen Menschen, der aus nichts einen Niesenbesitz geschaffen hat, einfach deshalb, weil er ein Schaffender ist, der nicht passiv sein kann. Es ist eigentlich ganz richtig, daß der Autor zuerst die Katastrophe schildert, die über diesen Mann hereinbricht und nachträglich zurückverfolgt, wo der Ursprung dazu lag. Ein Mißgriff, ein Fehler, eine Dummheit, die ein großer Charakter mit Größe und der dazu nötigen Brutalität wieder gutzumachen versucht, während er aber Kleinlichkeit des Charakters anderer nicht in Betracht zog. Und an der Konsequenz des im Kampf erhärteten Menschen geht er zugrunde. Ein Unrecht rächt sich, das er vor langen Jahren begangen hat, obwohl er es begehen mußte.

Felicitas von Reznicek.

## Literatur

Eine der interessantesten Abschnitte aus dem geistigen Leben Berlins behandelt Professor Fritz Behrend in seiner „Geschichte des Tunnels über der Spree“ (Berlin, Hermann Wendt G. m. b. H.). In vier Kapiteln gibt Behrend in der ihn auszeichnenden wissenschaftlichen Gründlichkeit schließlich alles, was aus den erhaltenen Dokumenten für diese Zeit eines ungewöhnlichen dichterischen Lebens zu erschließen ist. Das Statut des Tunnels, eine Übersicht über die Balladenkonkurrenzen und ein Verzeichnis der bekannten Mitglieder des Tunnels sowie Anmerkungen und die „Künstlerische

Beigabe" von Scherenberg runden diese reizvolle Gabe von hohem wissenschaftlichem Rang ab. — Eine neue Übersetzung von Dantes Hauptwerk, die Hans Deinhardt in 15 Jahren eindringender Arbeit vollenden wollte, ehe er im Sommer 1933 den Vergot fand, gibt in pietätvoller Erinnerung an den Verstorbenen Clemens Lugowski heraus. Die Übersetzung ist Fragment geblieben, aber die Herausgabe ist gerechtfertigt allein schon dadurch, daß die starke Einfühlungskraft und echte Musikalität des Übersetzers ein Kunstwerk von Eigenrang schufen.

Die religiösen Reden von Sören Kierkegaard sind unter dem Titel „Über die Geduld und die Erwartung des Ewigen“ in der deutschen Übertragung von Theodor Hecker erschienen (Leipzig, Jakob Hegner). Wenn eine solche Veröffentlichung einer besonderen Begründung bedürfte, so hat sie Sören Kierkegaard selber gegeben: er sah in seinen religiösen und christlichen Reden den Mittelpunkt seiner schriftstellerischen Wirksamkeit. — Christian Morgenstern, der zugleich Dichter und Philosoph war, würde es uns lächelnd nicht verübeln, wenn wir ihn zu den Klassikern setzen. Sein „Böhmischer Jahrmärkt“, auf dem sich alle sonderbaren Gestalten von Palmström bis zum Sündfloh und dem Leichdornröschen zusammenfinden, ist ein herrliches Buch und bringt auch bisher unbekannte Gedichte, die erst nach dem Erscheinen der „Schallmühle“ aufgefunden wurden (München, Piper, RM 3,80). — Eine Neuauflage der Schriften von Philipp Otto Runge kann nur begrüßt werden, da die „Hinterlassenen Schriften“, die David Runge 1840 erscheinen ließ, kaum noch zugänglich sind. Die Neuauflage besorgte Ernst Forsthoff (Berlin, Friedrich Vieweg). Die notwendigen Kürzungen sind mit behutsamer Hand und pietätvoll vorgenommen. Es ist außerordentlich dankenswert, daß der Verlag diese Ausgabe veranstaltet hat, die erst im letzten, tiefsten Sinne das Verständnis für den Maler und den Menschen Runge erschließt.

## Nützliche Bücher

In neuer Auflage ist „Reclams Opern- und Operettenführer“ erschienen (Leipzig, Philipp Reclam jun.). Dieses gründ-

liche und handliche Buch ist so gut eingeführt, daß der Hinweis auf seine Aktualität genügt: auch Richard Strauß' neue Oper „Daphne“ und Eggs „Peer Gynt“ sind mit berücksichtigt. Der Führer, den für die Oper Georg Richard Kruse schrieb, liegt in 9. Auflage vor; er versteht es, den Gang der Handlung, der bei manchen älteren Opern ja wirklich etwas abstrus ist, eindeutig klarzumachen, die Hinweise auf die biographischen Daten der Komponisten und auch der Textdichter sind dankenswert. Den 685 Seiten des Opernführers folgt der Operettenführer in 2. Auflage, bearbeitet und herausgegeben von Walter Müll, mit 199 Seiten. Generalintendant H. S. Ziegler schickte ihm ein Geleitwort voran. Er ist gegliedert in die Abschnitte: Die klassische Wiener Operette; die Wiener Operette nach der Jahrhundertwende; die Berliner Operette; die neuere und neueste Operette. Der ansprechend gebundene Band wird auch in der neuen Auflage seinen sicheren Weg machen.

Auch „Reclams Schülerkalender 1939–40“ (ebenda. Mit vielen Abbildungen. RM 1,—) verdient Empfehlung. Er bringt alles, was junge Menschen als Präsenzwissen haben sollten, versucht, sie weltanschaulich zu festigen und gleichzeitig verständnisvoll den Jungen die Notwendigkeit einer Eigenbibliothek und die Liebe zum Buch zu vermitteln. Friedrich W. Hymmen und Karl Rauch schrieben die beiden hierfür maßgebenden Aufsätze „Aufgabe und Wesen der Hitler-Jugend“ und „Die Eigenbücherei des Schülers“. Der Kalender, der sehr praktisch in seiner Anlage ist, bringt auch sonst sehr anregende und die Jugend interessierende Beiträge. Einen besonderen Anreiz wird das literarische Preisausschreiben bieten, das den Jungen die Möglichkeit gibt, sich durch die richtigen Lösungen Anrecht auf schöne Bücherprämien zu sichern.

## Allerleirauh

Wenn ein Rezitator vom Range Rudolf Friedrichs seine reichen Erfahrungen ausnutzt, um für andere aus dem unerschöpflichen Gut deutscher Dichtung ein Vortragsbuch zusammenzustellen und dabei auf Vorarbeiten früherer Bücher sich stützen kann, so darf man mit Recht die Erwartung hochspannen. Aber auch die hochgespannten Erwartungen werden durch sein Vortragsbuch „Die festliche

Stunde" (Leipzig, Philipp Reclam jun., NM 3,75) durchaus erfüllt. Nach den Gesichtspunkten der Volkstümlichkeit und der Wirkungsmöglichkeit ist hier eine vorzügliche Auswahl getroffen, die den reichen Stoff in großen Abschnitten für alle Gelegenheiten gliedert: Volk und Vaterland, Deutsche Landschaft im Gedicht, Lieder der Arbeit, Balladen und Romanzen, Gott, Natur und Mensch, Von ewiger Minne, Haus und Feier, Soldaten- und Kriegsdichtung, Humor dreier Jahrhunderte. — Ein deutsches Geschichtenbuch zum Lesen und Vorlesen „Zur guten Stunde" wählte Karl Rauch aus (Leipzig, Gustav Weise). In einem Nachwort legt der Herausgeber Rechenschaft von den Gesichtspunkten ab, die ihn bei seiner Auswahl aus Poesie und Prosa leiteten. Die acht Unterteilungen sind: Legenden und Märchen, Dörfliches Leben, Seltsame Begebenheiten, Schelme und Räuze, Tage der Kindheit, Alles um Liebe, Mannestum im Krieg und Frieden, Deutscher Glaube. — Der Praxis dient ein Nachschlagewerk „Schlag nach!", das wissenswerte Tatsachen aus allen Gebieten in handlicher Form bringt (Leipzig, Bibliographisches Institut). Hier wird ein Querschnitt aus der Arbeit der Fachschriftleitungen des Verlages geboten. Die Anordnung ist nicht alphabetisch, sondern nach Sachgebieten erfolgt. Das Register erleichtert das Zurechtfinden. 982 übersichtliche Tabellen, 387 Textabbildungen und 12 farbige Karten vervollständigen dieses praktische Buch. — „Das kleine Autobuch" von Alfred Schumm (Hamburg, Broschek & Co. NM 3,50) wird wohl allen Autofahrern willkommen sein, denn es gibt einen vollständigen Überblick über die Entwicklung des Autos und des Fahrspportes, außerdem praktische fundige Hinweise für Verhalten bei Pannen, Wagenpflege, Fahrten, Parfen und allem, was der richtige Fahrer wissen muß. — Baedeker hat seinen Führer „Tirol" einer gründlichen Neubearbeitung unterzogen und legt in diesem zuverlässigen Reisebegleiter, der außer Tirol auch Vorarlberg, das westliche Salzburg und Hochfärenten berücksichtigt, wiederum eine Musterleistung vor (Leipzig, Karl Baedeker. NM 8,50). In dieser 40. Auflage, die alle Vorträge von Baedeker vereint, seien besonders hervorgehoben die Aufsätze zur Geographie Tirols von Dietrich Baedeker, zur Volkskunde von A. Haberlandt und zur Kunstge-

schiehte von Josef Weingarten. 36 Karten, 6 Pläne, 8 Panoramen und 3 Stadtwappen sowie die ausgezeichneten Straßenkarten erhöhen den Wert des unentbehrlichen Buches. — Mit Merkwürdigkeiten und Sonderbarkeiten beschäftigen sich die lesenswerten Bücher von Alphons Nobel, „Geheimnisse der Vergangenheit" (Augsburg, Literarisches Institut P. Haas & Cie.), das recht nachdenklich die Fragezeichen unterstreicht, die für den klugen Betrachter des menschlichen Geschehens fast hinter jedem Satz der Weltgeschichte stehen. Wir erwähnen besonders die Abschnitte über Atlantis, die Osterinsel, „Päpstin" Johanna, Nostradamus, Kaspar Hauser, Shakespeares dunkle Geliebte und den Mann mit der eisernen Maske. — Prächtige Anekdoten „Von berühmten Ärzten" erzählt Eduard Stemplinger (München, R. Piper & Co. NM 2,40). Er gibt eine Auswahl aus etwa 90 Biographien, Memoiren und Briefsammlungen, in deren amüsanter Reihe kaum einer unserer großen Mediziner fehlt. — Vom Glücksuchen und Glücksträumen der Menschen handelt das Buch von Eugen Roth „Das große Los" (München, Knorr & Hirth), das eine Geschichte der Lotterien mit zeitgenössischen und modernen Bildern bringt. — Eine besonders reizvolle Gabe ist das Büchlein von Christoffer Suhr „Der Ausruf in Hamburg" (Leipzig, J. Asmus. NM 2,90). Hier ist ein handlicher Auszug aus dem großen, volkstümlich bedeutenden Werke des Hamburger Malers Christoffer Suhr vom Jahre 1808 gegeben, den Herbert Freudenthal einleitet. Die Wiedergabe der 36 farbigen Blätter nach Kupfern von Suhr ist ausgezeichnet. — In „Meyers Bunten Bänden" gibt Georg Gustav Wiesner eine Darstellung des „Deutschen Theaters" als Darstellung deutschen Wesens mit einer Fülle von Illustrationen und bunten Bildern (Leipzig, Bibliographisches Institut. NM —,90), ein hübsches Geschenk für alle Theaterliebhaber. — Von einem Buche, auf das immer wieder hingewiesen werden soll, weil es vorbildliches Wirken eines Auslandsdeutschen darstellt, liegt nun die dritte Auflage vor: Erwin Bälz, „Das Leben eines deutschen Arztes im erwachsenen Japan", das bekanntlich Toky Bälz in seinen Tagebüchern, Briefen, Berichten mit 22 Bildern schildert. — Eine feine und

nachdenkliche Gabe ist Jean Giono's „Vom wahren Reichtum“ (Zürich, Morgenarten-Verlag. 112 Photos. Fr. 9,—). In diesem Buche, in dem Jean Giono nach seiner Erkenntnis: „Nichts ist eitel“ von dem innerlichen Reichtum, den er aus der großen und kleinen Schöpfung, der Ewigkeit und dem Tage zog, seinen Mitmenschen mitteilen möchte, ist für nachdenkliche und besinnliche Menschen eine Fülle von Anregung gegeben. Die künstlerischen Photos sind von Gerull-Kardas. — Paul Schulke-Naumburg versucht in seinem Buche „Nordische Schönheit“ ihr Wunschbild im Leben und in der Kunst durch 164 Abbildungen deutlich zu machen (München, J. F. Lehmann. RM 8,—). Sehr viel Interesse werden die Abbildungen von dem Hochrelief finden, das sich über einem Ramin in Obersalzberg befindet. — Angeregt durch die Wiederbelebung des „Struwelpeter“ gibt der Verlag Rütten & Loening, Potsdam, eine neue Märchenreihe heraus, illustriert von Künstlern, die echten Märchengeist in sich haben. Bisher liegen vor: „Das Rotkäppchen“ und „Die Bremer Stadtmusikanten“, beide mit farbigen Bildern von Karl Vollmer, und „Fischlein und' dich“ mit Bildern von Fritz Kredel (je RM 1,50). Der Beginn ist vielversprechend, und man freut sich auf die weiteren Bändchen der Reihe, die nicht nur den Kindern, sondern auch den Erwachsenen Freude machen werden. — Das „Jahrbuch der Reichsfilmkammer 1938“, herausgegeben von ihrem Präsidenten Professor Oswald Lehnich (Berlin-Halensee, Max Hesse. RM 4,75) bringt die Reden und Vorträge, die auf der Jahrestagung im März 1938 gehalten wurden, und gibt die Aufgabengstellung wieder, die von maßgebender Seite der Produktion des deutschen Films gewiesen wurde. In seinem Ganzen ist das Jahrbuch ein Handbuch des Films, das für jeden wichtig ist, der in mitarbeitender oder genießender Form am Film interessiert ist.

## Kalender

Nach 30 Jahren anständiger Arbeit erscheint nun der Kalender „Kunst und Leben für 1939“ im 31. Jahrgange (Berlin-Zehlendorf, Fritz Heyder. RM 2,80). Er bringt für jeden Sonntag eine für den Kalender ge-

schaffene Zeichnung oder einen Holzschnitt deutscher Künstler und viele gut ausgewählte Gedichte und Sprüche deutscher Dichter. Das Titelblatt „Der Sämann“ stammt von Arthur Kampf. Es genügt, festzustellen, daß der Kalender auch dieses Jahr wieder neben anerkannten Meistern jungen Schaffenden und Ringenden die Möglichkeit gibt, von ihrem Wollen und Können vor einer großen Öffentlichkeit Proben abzulegen. Sein Ziel, die mystische Vereinigung von Kunst und Leben zu fördern, erreicht der Kalender auch in diesem Jahre. — Eine schmutze Gabe ist der „Silberne Kalender auf das Jahr 1939“ (Berlin, W. Klein. RM 2,50), der 24 farbige Bilder, die als Postkarten verwandt werden können, aus der guten Produktion der „Silbernen Bücher“ bringt und sie durch Aphorismen und Aussprüche über Kunst erläutert.

## Freude an Fremdsprachen

Die beiden, hier häufig gelobten und erwähnten Zeitschriften „English Monthly Magazine“ und „Le Journal français“, deren jede neue Nummer eine Fülle von fesselnden und amüsanten Beiträgen liefert, die das Erlernen der Fremdsprache wirklich einfach machen, haben nun eine lateinische Schwester erhalten, „La Rivista Italiana“. Sie verfährt genau nach den Grundsätzen, die sich bei den beiden andern Zeitschriften bewährt haben, und wird sicher ebenso wie diese sich bald ihren Platz erobern (Berlin-Schöneberg, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung. Monatlich ein Heft RM 0,50, vierteljährlich RM 1,35).

## Sven Hedin

Ein großer Freund Deutschlands und des deutschen Volkes, der ihm auch in schweren Jahren während des Weltkrieges die Treue gehalten hat, Sven Hedin, hat seine Erinnerungen unter dem Titel „50 Jahre Deutschland“ aufgezeichnet (Leipzig, F. A. Brockhaus. 21 Abbild. RM 6,—). Das Buch beginnt mit den Berührungen des Knaben mit Deutschland und endet 1936. Sven Hedin hat in seinen Werken immer Zeugnis davon abgelegt, was er deutschen Gelehrten in seiner geistigen Entwicklung und in persönlicher Anregung zu verdanken glaubte. Hier

gibt er in nobler Haltung einen gebrängten Rückblick auf seine Beziehungen zu Deutschland.

## Der neue Weyer

An dieser Stelle bedarf „Weyers Taschenbuch der Kriegsflootten“, das der Kapitänleutnant d. R. Alexander Bredt herausgibt, keiner Empfehlung mehr. Die Feststellung, daß der Weyer für 1939 im 33. Jahrgang erschienen ist, läßt alle seine Freunde zu ihm greifen (München, J. F. Lehmann. RM 6,—). Mit seinen 1023 Schiffsbildern und Skizzen, den vierfarbigen Flaggentafeln und einem Titelbild stellt er das Höchstmäß an Zuverlässigkeit dar. An Neuem ist festzustellen, daß Karten die Entfernungstafeln ergänzen, die eine ausgezeichnete Orientierung über die geopolitischen und wirtschaftlichen Voraussetzungen von Seegelung und Seekriegsführung ermöglichen. Ferner sind in den Flottenlisten die Luftabwehrwaffen besonders berücksichtigt; im Teil, der das Britische Reich behandelt, sind neue Waffenpläne versuchsweise verwandt, die eine leichte Unterbringung ermöglichen. Für uns Deutsche besonders wesentlich ist natürlich die Übersicht über die neue deutsche Kriegsflotte, die langsam und sicher auf immer höheren Rang vorrückt. Alle Angaben über Neubauten beweisen auch auf dem Gebiet des Flottenbaus, daß das Wettrüsten in eine entscheidende Phase getreten ist.

## Sportliches

Einen lobenswerten Versuch unternimmt mit durchaus tauglichen Mitteln der „Deutsche Schriftenverlag“, Berlin: er will, in einer Reihe von sehr lebendig geschriebenen Büchern echten Sportsgeist in jeder Form, in Erzählung und Roman, wie auch in Büchern voll Sachlichkeit, von führenden Sportsmännern geschrieben, in die weitesten Kreise des Volkes tragen. Carl Diem schildert in der „Olympischen Reise“, die er auf den Stufen des Zeustempels begann, seine Erlebnisse unter der Sonne Homers (RM 1,50). Der Olympiasieger, Leutnant Alfred Schwarzwann, hat zusammen mit dem trefflicheren Photographen Karl Behrend in seinem Buch „Wollendete Turnkunst“ beneidenswerte Leistungen ins helle Licht gestellt. Er wie der Lichtbildner verstehen es,

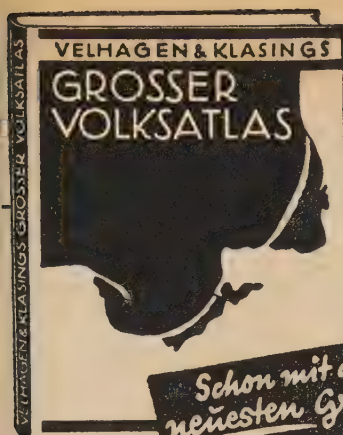
den Ehrgeiz eines jeden anzuregen (RM 3,60). Hans Saalbach gibt Lebensbilder mit Photos von acht Meisterinnen auf Schlittschuhen: „Die Eisparade“ (RM 2,—). „Von Spiel und Sport als völkischem Erbe“ erzählt Erich Mindt (131 Abbildgn. RM 4,—). Hans Saalbach schreibt sehr launig von den Freuden des Schwimmens: „Flirt mit Neptun“ (RM 4,—). Dem großen finnischen Läufer, seinem Leben und seinen Leistungen widmet Willi Fr. Königer einen Roman „Nurmi“ (RM 4,—). Karl Heckel schreibt für die Jugend Sportabenteuer eines bösen Buben unter dem Titel „Querlatte“. Fritz Preiß lieferte dazu amüsante Zeichnungen. Luß Koch schildert die Kämpfe und Siege der deutschen Fußball-Nationalelf „Hincin ... Tor — Tor!“ (155 Photos, 6 Tafeln und eine Karte. RM 3,60). „300 Rennfahrer in einem Band“ fassen die Kurzbiographien von Hans Borowik zusammen, die für die Freunde dieses Sports sicherlich viel Wissenswertes enthalten. — Gleichfalls von echtem wassersportlichem Geist und Freude an der Natur erfüllt ist das Buch von Th. E. Sönnichsen „Wasserfahrten mit einer kleinen Freundin“ (Berlin, G. Schönfeldts Verlagsbuchhandlung. 31 Aufnahm. RM 4,80).

## Länder, Völker, Menschen

Eine gründliche wissenschaftliche Leistung von hoher Bedeutung ist die „Bevölkerungsgeschichte Deutschlands“ von Erich Keyser (Leipzig, S. Hirzel). Er hat sich die nicht einfache Aufgabe gestellt, die Frage nach dem Werden des deutschen Volkes zu beantworten, die deshalb so schwierig ist, weil noch allzu viele Vorarbeiten fehlen, um den Stoff schon ganz zu meistern. Unter dieser einzigen Einschränkung ist hier vorbildliche Arbeit geleistet. — Eine große Reihe von Gelehrten hat sich zusammengefunden um die „Geschichte Schlesiens“ zu schreiben unter der Leitung von Hermann Aubin. Der erste Band „Von der Urzeit bis zum Jahre 1526“ ist erschienen (Breslau, Priebeatsch Buchhandlung). Mitarbeiter an diesem Bande sind Herbert Schlenger, Hans Seeger, Erich Randt, Emil Schieche, Heinrich von Loesch, Joseph Klapper, Dagobert Frey, Arnold Schmig. Die Liebe zur engeren Heimat zeigt

sich hier als stärkste Triebkraft zu einem alle Deutschen einheitlich umfassenden Geschichtsbewußtsein. — Lebendig und fein ist das Buch von Traud Gravenhorst „Schlesien. Erlebnisse eines Landes“ (Breslau, Wilhelm Gottlieb Korn, 96 Bilder. RM 4,80). In gleicher Weise durch gründliche Kenntnis des Landes, seiner Geschichte und seiner Menschen wie durch Liebe zum schlesischen Boden ausgezeichnet, wirkt dieses Buch wirkungsvoll für einen in Gesamtdeutschland bisher nicht genügend bekannten und beachteten Landesteil. — Für die Schweiz schreibt Jakob Schaffner eine Heimatschau: „Berge, Ströme und Städte“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. RM 4,80). Schaffner wendet sich an die Menschen, die von einem Lande Tieferes und Aufschlußreicherer erfahren wollen als nur die aller Welt bekannten Kurorte und Städte. Er bekennt sich in leidenschaftlicher Liebe zu seiner Heimat und ihrem Schicksal. Als Form wählte er die Schilderung einer Autoreise, die ihn durch die gesamte Schweiz führte. — „Deutschlands Nachbarn im Südosten“ schildert Rudolf Dammert (Leipzig, R. Voigtländer, RM 4,80): Tschechoslowakei, Ungarn, Südslawien, Bulgarien, Rumänien. — Hans F. Kiderlen hat seine Erforschung der Völker der Welt nun von Amerika nach dem Fernen Osten fortgesetzt: „Das Gesicht Ostasiens“ (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt, RM 3,80) und weiß wiederum in fesselnder Weise seine Eindrücke in Japan, Mandschukuo und China dem Leser mitzuteilen. Bei allem Bemühen, dem neuen China gerecht zu werden, verhehlt er nicht seine schrankenlose Bewunderung Japans. — In der Reihe „Weltgeschehen“, die bekanntlich Dr. Gerhard Herrmann (Leipzig, Wilhelm Goldmann) herausgibt, ist ein neuer Band erschienen: „Gefahrenzonen des britischen Weltreiches“ von Walter Schneefuß (6 Karten. RM 2,50). Auch mit diesem Bändchen erfüllt die Reihe die bedeutenden Ansprüche, die sie an sich selber stellt, und trägt wirklich dazu bei, in deutschen Völke die entscheidenden Zusammenhänge, nach denen sich das ganze Weltgeschehen ausrichtet, sichtbar zu machen. — Giselher Wirsing hat sich eigene Anschauung von der Problemlage in Palästina verschafft und legt in seinem Buche „Engländer, Juden, Araber in Palästina“

hiervon Rechenschaft ab. (Jena, E. Diebels. 6 Karten und 12 Bildtafeln). Es ist viel wichtiges und authentisches Material verarbeitet, das man bei der Beurteilung der Lage in diesem Gefahrenzentrum nicht entbehren mag. — Heinrich Hauser hat mit dem Auto acht Balkanländer durchfahren und schildert die Ergebnisse und Erlebnisse dieser Reise unter dem Titel „Süd-Ost-Europa ist erwacht“ (Berlin, Rowohlt. Mit vielen Bildern). Reizvoll ist neben dem politisch und völkerpsychologisch Interessanten das persönliche Verhältnis des Autors zu seinem kleinen Wagen. — Ein gutes Heimatbuch ist Eduard Kriechbaums „Bayernland“, in dem er Landschaften und Volkstum als die Grundpfeiler der Einheit des Bayernlandes, das ja bekanntlich nicht an den bisherigen Reichsgrenzen endete, darstellt (München, Knorr & Hirth. 40 Bilder, 10 Karten. RM 3,50). — Dr. Werner Schmidt-Prätoria legt den „Kulturanteil des Deutschtums am Aufbau des Burenvolkes“ dar (Hannover, Hahnische Verlagsbuchhandlung. 19 Kunstdrucktafeln. RM 8,—). Das Werk ist dem Gauleiter Bohle gewidmet. — „Di und Mohammed“ heißt das neue Buch des Fliegeroffiziers Herbert Volck, den General von Falkenhayn mit Recht im Weltkrieg als den „richtigen Kondottiere“ bezeichnete (Breslau, W. G. Korn. RM 4,50). In diesem Buche, das ebenso aufregend wie der Bericht seiner Flucht aus Sibirien, „Die Wölfe“, ist, erzählt er seine Erlebnisse im Kaukasus aus den Jahren 1917–1918, in denen er mit der ihn auszeichnenden Energie versuchte, die im Kaukasus gewonnenen Erkenntnisse zu Triebfedern des Handelns der deutschen obersten Heeresleitung zu machen, was ihm auch glückte. Volck gehört zu den Persönlichkeiten, die wir ebenso herausstellen sollten wie Wasmus und Niedermaier. — Heinz Barth gibt eine Sammlung von Porträts „Romanische Köpfe“ (Berlin, Deutscher Verlag. 18 Abbildungen). Er will den italienischen Menschen von heute in markanten Vertretern auf den verschiedenen Gebieten: Politik, Soldatentum, Wissen, Wirtschaft, Dichtung, Musik, Sport und Artistik deutlich machen. Das Buch beginnt mit Mussolini und anderen führenden Persönlichkeiten des Faschismus, berücksichtigt auch Croce, Pirandello und Toscanini. — „In Deutsch-



*Schon mit den  
neuesten Grenzen*

124 bzw. 162 Haupt- und Nebenkarten — Reich-  
haltiger Text, lebendige Statistik mit etwa 100  
erläuternden Bildern — Interessante Wirtschafts-  
karten — Karten zur Oberflächengestalt der  
gesamten Erde — Namenverzeichnis mit über  
95000 Namen

In Ganzleinen gebunden RM. 13.50  
Erweiterte Ausgabe RM. 18.—

Auf Wunsch auch Bezahlung in Monatsraten

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung



**Dr. Lahmanns Sanatorium**

„Weißer Hirsch“ seit 1888

in Bad Weißer Hirsch-Dresden.

Die klinisch geleitete  
vorbildliche physikalisch-  
diätetische Heilanstalt für

innere und Nerven-Krankheiten.

7 Fachärzte / Alle neuzeitlichen diagnostischen und thera-  
peutischen Einrichtungen / Auffrischkuren.

(Im Kurort: Golfplatz, Tennisplätze, Schwimmbad.)  
Man verlange Werbeschrift F

## Deutsche Buchhändler-Lehranstalt

Leipzig C 1, Platostraße 1a

Ostern und Michaelis Jahreskurse,  
auch für Ausländer. Lehrplan durch die Verwaltung



„In der Geschichte unseres Volkes  
wird das Jahr 1938 ein großes,  
unvergessliches, stolzes Jahr sein.

Ich erwarte, daß das Winterhilfswerk  
1938/39 der geschichtlichen Größe dieses  
Jahres entspricht.“

X, 2

Adolf Hitler.

Bei der Eröffnungsfeier des WHW. 1938/39.

# Reichswinterhilfe = Lotterie

W H W W H W W H W W H W

W H W W H W W H W W H W

**Winter-Hilfswerk  
des Deutschen Volkes**

**LOS PREIS  
50  
PFENNIG**

**Reichsleitung  
der NSDAP.**

*Schumann*  
REICHSWINTERHILFESKASSE

Zur Ausloosung gelangen 155.000 Lose à 50 Pfennig

**5.900.000**

**M. 5900000 Sofortiger  
Gewinnentscheid**

lands Namen", so nennt sich eine neue Schriftenreihe, die nach den vorliegenden Proben eine beachtliche und höchst lebendige Leistung zu werden verspricht. Es ist eine Auseinandersetzung mit dem 19. Jahrhundert, eine Aufgabe, der sich ein jeder unterziehen muß, wenn er heutigen und künftigen Aufgaben gerecht werden will. Herausgeber dieser Reihe ist Wilhelm Ihde (Leipzig, Lüche & Co., je Heft RM —, 90). Ein Vorzug ist, daß bei aller sachlichen Kenntnis hier starken Temperamenten Raum gegeben wird, sich zu äußern. Der Herausgeber Ihde eröffnet die Reihe „Die Preußen! Die Menschenrechte!“ mit einer Gegenüberstellung der festen Ordnung des preussischen Staates und der Französischen Revolution. Hanns Möller-Witten zeichnet ein lebendiges Bild von Scharnhorst „Der Preuße aus Hannover“. Die große Leistung von Alois Senefelder, dem Erfinder des Steindrucks, würdigt Erich Meßger. Friedrich Lenz gibt als wahrhaft Berufener ein Bild der tragischen Persönlichkeit von Friedrich List: „Friedrich List und Großdeutschland“. Sigurd Rabe zeigt die Umwälzung des Kriegswesens, die die Erfindung einer neuen Waffe bewirkte: „Das Zündnadelgewehr greift ein!“

## Jagdgeschwader Richthofen

Von dem berühmten Buche, das die Taten des Jagdgeschwaders Freiherr v. Richthofen verherrlicht, „Jagd in Flanderns Himmel“ (München, Knorr & Hirth) liegt jetzt die 3. Auflage vor. Bekanntlich schrieb das Buch der jetzige Generalmajor der Luftwaffe Karl Bodenschlag, und Hermann Göring leitet es ein. Die reiche Ausstattung, 95 Abbildungen und das Kriegstagebuch des Jagdgeschwaders I und 4 Faksimiles und 2 Kartenskizzen erhöhen die Wirkung dieses echten Fliegerbuches.

## Musik

Vorweg sei die Aufmerksamkeit auf ein Werk gelenkt, das „Die Musik und ihre physikalischen Grundlagen“ untersucht. Verfasser ist der bekannte und bedeutende englische Physiker Sir James Jeans (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. RM 6,75. Deutsche Übertragung von G. Kilpper). Wir empfinden dieses Buch als eine Fortsetzung

der berühmten Untersuchungen von Helmholtz. Sir James versteht es, in einer auch dem Laien leicht eingehenden Form die naturwissenschaftlichen Probleme zu verdeutlichen und zu erklären, die jedem Ton und damit der Musik überhaupt zugrunde liegen. Zahlreiche Tafeln erleichtern das Verständnis. Aber auch dem Musikbeflissenen und Musikkundigen hat dies Buch außerordentlich viel zu geben. Er spricht von den Stimmgabeln und reinen Tönen, von den Schwingungen der Saiten und den Obertönen, von den Schwingungen der Luft, von Konsonanz und Dissonanz, vom Konzertsaal und vom Gehör. Hier weist ein Wissenschaftler Wege für die Anlage akustisch richtiger Säle und zeigt Möglichkeiten für Verbesserungen von Instrumenten. — Professor J. Müller-Blattau hat den kühnen und geglückten Versuch unternommen, auf dreihundertsechzig Seiten die „Geschichte der deutschen Musik“ zu schreiben (Berlin-Lichterfelde, Friedrich Vieweg). Zahlreiche Notenbeispiele). Seinen eigenen Worten nach will Müller-Blattau die Sendung der Musik in der Geschichte des deutschen Volkes aufzeigen und den Weg freimachen zur Erkenntnis des Deutschen in der Musik. Er will also der Musikgeschichte einen neuen Sinn geben und zu den üblichen Zielen anderer Musikgeschichten die völkische Wertung hinzufügen. Das lebendig geschriebene Buch gliedert sich in die Abschnitte: die Musik in altgermanischer Zeit, der Müller-Blattau mit besonderer Liebe nachgeht; die Musik des deutschen Mittelalters; die Musik im Zeitalter des großen Krieges bis zu J. S. Bach; die Musik der Goethezeit; Verfall und Erneuerung der deutschen Musik von 1830 bis zur Gegenwart. Besonderen Nutzen werden aus dieser Musikgeschichte die in der Schulungsarbeit Stehenden ziehen können. — Eine unerwartete Ergänzung unserer Kenntnis von Richard Wagner bringt das Buch von Friedrich Herzfeld „Minna Planer und ihre Ehe mit Richard Wagner“ (Leipzig, W. Goldmann). Die Möglichkeit, die Rolle Minna Planers, mit der Wagner immerhin 32 Jahre lang verheiratet war, zu untersuchen, ist wohl durch die überragende Bedeutung, die man Cosima zuerkannte, überschattet worden. Jetzt aber kann Herzfeld in sehr subtiler Arbeit hier hellstes Licht verbreiten, denn er schöpft aus bisher völlig unbekannten Quellen, aus einer großen Zahl von Briefen

# BRODER CHRISTIANSEN

*Zwei Neuauflagen*

---

## Ich will! Ich kann!

Eine Schule des Willens und der Persönlichkeit

25. Tausend. Ganzleinen RM. 4.80

Wer sich selbst vollkommen beherrscht, überragt seine Umwelt. Die Klarheit, Ordnung, Stahlhärte und Stahlgeschmeidigkeit des Willens machen den Menschen zum Meister seines Schicksals. Die Methode dieser Willensschule ist: sie begnügt sich nicht mit Ratschlägen und Ermahnungen, die jeder gern liest und keiner ausführt, sondern sie bietet ein wohlabgewogenes System von Übungen derart, daß der Wille langsam erzogen und trainiert wird wie ein Muskel.

„Wenn ich ein persönliches Bekenntnis bringen darf, so gehört dieses Werk zu den wenigen Büchern, die einem zum ganz besonderen Erlebnis werden und durch die man innerlich wächst. Christiansens Vorschläge sind meist sehr einfach, wie das Ei des Kolumbus.“ *(Die Tat)*

## Die Redeschule

14. Tausend. Ganzleinen RM. 3.60

In dieser Schule wird nicht nur die Technik der freien Rede gelehrt, sondern sie wird auch geübt, und darüber hinaus die ganze Persönlichkeit für die Rede geistig und körperlich durchgebildet. Die leichte Anordnung des Stoffes ermöglicht jedem, sich in kurzer Zeit zum Redner heranzubilden. Sicherheit, Gewandtheit und Schlagfertigkeit werden gelehrt. Doch auch für den, der nur ein guter Erzähler, ein gewandter Gesellschafter werden will, ist dieses Buch von unschätzbarem Wert.

„Wer diese Rednerschule durchgearbeitet hat, der hat nicht allein die Kunst der freien Rede erlernt, er hat zugleich die Gesamtheit des Lebens geweitet.“ *(Karl Rauch im „Bücherwurm“)*

„In langsam fortschreitenden Übungen wird die Sprache gebildet, der Geist zur Konzentration gezwungen, die Anschaulichkeit des Ausdrucks gefördert.“ *(Die Woche)*

---

PHILIPP RECLAM JUN., VERLAG, LEIPZIG

Minna Wagners. Darunter befinden sich 40 Briefe Minnas an ihre intime Freundin Mathilde Schiffner, etwa 50 Briefe an Wagners Stiefschwester Cäcilie Avenarius und Briefe an den Hausarzt Minnas, Dr. Pusinelli, dem sie gerade in der Zeit der Ehescheidung rückhaltloses Vertrauen schenkte. Diese Briefe seiner langjährigen Lebensgefährtin zeigen Wagner von einer sehr intimen Seite. — Wir wiesen schon auf das große und gut fundierte Unternehmen hin, das Herbert Gerigk unter Mitwirkung vieler hervorragender Musikhistoriker leitet: „Klassiker der Musik in ihren Schriften und Briefen“ (Berlin, W. Hahnfeld). In dieser Reihe hat nun Paul Egert einen noch immer nicht genug gewürdigten großen deutschen Musiker behandelt: „Peter Cornelius. Ausgewählte Schriften und Briefe“ (14 Abbild., 2 faksimilierte Briefe. RM 8,50). Dem Plan der Reihe entsprechend, erfährt Cornelius zunächst eine fachkundige Würdigung seines Schaffens, eingewoben in einen knappen Lebensabriß. Dann folgen Briefe und Schriften, die der Herausgeber erläutert und textlich miteinander verbindet. Diese Biographie ist geradezu eine Offenbarung über Peter Cornelius, den Menschen, sein Werk und seine Stellung in der deutschen Musik. — Daß auch ein Nichtfachmann eine muster-gültige Musikerbiographie schaffen kann, beweist das Charakterbild, das Oskar Loerke von „Anton Bruckner“ entwirft (Berlin, S. Fischer. RM 5,50). Bruckner hat für Loerke durch nahezu 40 Jahre oft das Innigste und Gewaltigste seines eigenen Lebens verkörpert, und so legt hier ein Dichter seinen Dank nieder. Gerade weil der Zugang zu Bruckner, zum mindesten zu dem Menschen Bruckner, schwer war, wird man Loerke besonders danken, nun ein dichterisch gesehenes und damit der höheren Wirklichkeit ganz entsprechendes Bild erhalten zu haben. — In der Reihe „Unsterbliche Tonkunst“ ist jetzt der Band erschienen „Albert Lortzing“ von Hermann Kille (Potsdam, Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion. 16 Abbild., 20 Notenbeispiele. RM 3,50). Herausgeber dieser Reihe ist gleichfalls Herbert Gerigk. Kille hat hier eine Musterleistung einer Musikerbiographie vollbracht; unter Erschöpfung alles vorhandenen Materials zeigt er uns Albert Lortzing in seiner edelsten deutschen Art und seiner bisher unterschätzten Bedeu-

tung für die deutsche Musik. — Ein hübsches Spruchbüchlein ist das „Lob der Musik“, in dem Albert Klose mit großer Sachkunde Äußerungen in Vers und Prosa bedeutender Menschen von Augustinus bis Schopenhauer gesammelt hat, die die schönste aller Künste verherrlichen.

## Allgemeines

Die Neigung einer breiten Schicht des deutschen Volkes, aber auch anderer Völker, sich über große Gebiete eine Übersicht zu schaffen, die es dem Einzelnen ermöglicht, neuen Erfindungen, neuen Theorien und neuen Erkenntnissen der Wissenschaft einigermaßen folgen zu können, ist zweifellos sehr stark. Ihr zu dienen, bemühen sich einige Bücher, die mit Erfolg die nicht leichte Aufgabe angehen. Da ist einmal das große Problem der Ernährung der Welt, das ja nicht nur für Staaten gestellt ist, die an Rohstoffmangel leiden bei einer großen Bevölkerungsbedichte. Hier gibt Anton Zischka, dem wir das interessante Buch „Wissenschaft bricht Monopole“, das von den Problemen des Vierjahresplanes handelte, verdanken, in seinem Buche „Brot für zwei Milliarden Menschen“ Antwort, in dem er den Kampf um die Nahrung der Welt in allen Ländern darstellt (Leipzig, Wilhelm Goldmann. 32 Bilder. RM 8,50). Er wendet sich ohne jede landläufige Verhimmelung des Bauern an die Leute, die die Überzeugung in sich tragen, daß die Welt der Ackerbauer mit der Maschinenwelt eine organische Verbindung eingehen müsse unter möglichster Vermeidung der Nachteile, die sich für beide daraus ergeben müssen. Er glaubt weder an ein unschuldsvolles Leben auf dem Lande nach der Art Rousseaus noch an das Universalrezept von Kunstbäcker und Motorpflügen. So ist hier ein Buch entstanden, das gründliche Kenntnis mit klarer Problemstellung unter einer großen Konzeption vereint. — Von den Bewegungen der Erde, des Grundelements, auf dem wir nun einmal leben, handelt das Buch „Die ruhelose Erde“ von N. Ghyselsinck, das Herbert von Delsen aus dem Holländischen übertrug (Berlin, Deutscher Verlag. 62 Zeichnung. RM 8,75). Herausgegeben und eingeleitet wird das Buch von Paul Karlson. Das Buch erreicht seinen Zweck, das Verständnis für die wissenschaftliche Geologie und ihre Ergebnisse zu fördern und das Interesse in weiten Kreisen zu

# Acht erfolgreiche



# Neuer Erscheinungen

## Wunderbare Welt

30. Tausend

roman. Von August Winnig. Leinen RM. 5,80 / Ein Buch der Lebensfreude, der Lebensbejahung und der Lebensüberwindung ist dieser neue Roman des besinnlichen Autors, der durch seine Einfachheit große Wirkungen erzielt. (Neue Augsburger Zeitung) / Dieses Werk vereinigt in sich alle Vorzüge der besten Erzählfiktion. (Neue Volksblätter, Osnabrück)

## Volk ohne Führung

Ende des Zweiten Reiches. Von Wilhelm Ziegler. Kartoniert RM. 4,80, Leinen RM. 5,80 / Zieglers besondere Verdienst ist es, den passenden historischen Rückblick auf kurzen Zeitraum vom Frühjahr 1917 bis November 1918 tiefgründiger Sachkenntnis und nahezu dichterischem Einbildungsvermögen gestaltet zu haben. (Völk. Beobachter)

## Brasilien

Land eines tropischen Großreiches. Von Wolfgang Hoffmann-Sarnisch. Mit 32 Bildtafeln. Kartoniert RM. 6,80, Leinen RM. 7,80 / Über den größten Staat Amerikas gibt es nur wenige Werke, die wie das vorliegende in dem Leser das Gefühl hinterlassen: Dieses Land kennen wir seinen Lebensäußerungen hast du nun begriffen. (Hamburger Nachrichten)

## Spiel mit der Wirklichkeit

Geschichte eines jungen Mannes in der Gesellschaft der Kriegszeit. Von Gustav Hillard. Leinen RM. 5,80 / Eine ähnliche literarische Leistung über die echten und fiktionalen Töne der wilhelminischen Epoche gibt es noch nicht. (Berliner Tageblatt) / Das Gesicht jener Zeit dürfte in der beschworenen Form lange Zeit maßgebend sein. (Deutsche Allgemeine Zeitung)

## Wolter von Plettenberg

20. Tausend

Deutschordensmeister in Livland. Roman. Von Hans Friedrich Blunck. Leinen RM. 5,80 / Die Auseinandersetzung zwischen dem Abendland und dem asiatischen Osten, der siegreiche Ausgang der Schlacht bei Pleskau für die Deutschen, die Legende um Maria Gedenboge — alles ist auf die große kolonialistische Leistung Plettenbergs konzentriert. (Völkischer Beobachter)

## Struensee

Die Schicksale des Grafen Struensee und der Königin Caroline Mathilde. Mit 16 Bildtafeln. Von Josef Magnus Wehner. Leinen RM. 6,50 / Das Buch — ein sachlich und darum dichterisch gepacktes Stück Leben und Geschichte — ist spannender, aufregender, unerhörter als jeder Roman. (Münchener Neueste Nachrichten)

## Die Zahl als Detektiv

Heitere Plauderei über gewichtige Dinge. Von Prof. Dr. Ernst Wagemann. Kartoniert RM. 4,80, Leinen RM. 5,80 / Wir bestärken Wagemann den Erfolg seiner Absicht, unterhaltend zu belehren, mit einem leidenschaftlichen Lesern von Kriminalromanen bereits vertrauten Satz: „Es ist unmöglich, von Wagemann nicht gefesselt zu sein.“ (Deutsche Allgemeine Zeitung)

## Die roten Streifen

Roman eines Generalstabsoffiziers. Von Erich Otto Volkmann. Leinen RM. 5,80 / Dieser Roman ist nicht nur im Stoff, sondern auch in der Sprache eine ausgezeichnete Leistung. Es finden sich Stellen von starker dichterischer Kraft darin. (Stuttgarter Neues Tagblatt) / Lautere Gesinnung und klare männliche Sprache zeichnen diesen Roman aus. (Kurfürstliche Landeszeitung)

*erlangen Sie ausführliche Einzelprospekte mit Leseproben!*

weisen. — Auch der verfeinerten und so unendlich komplizierten Technik der heutigen Zeit gegenüber besteht eine große Unsicherheit, neben dem Bedürfnis, sie in ihren Problemen zu verstehen. Das Buch von Eduard A. Pfeiffer „Unsere Technik, ihr Stand und ihre Aufgabe“ erfüllt in hervorragendem Maße die gestellte Aufgabe (Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. 93 Abbild., 37 Tafeln und Tabellen. RM 5,50). Pfeiffer ist wie wenige berufen, dem Laien eine grundlegende Einführung und Übersicht über die Technik zu geben, denn er ist seit Jahren als Herausgeber der Zeitschrift „Technik für Alle“ geschult und bewährt, das Problem zu meistern. — „Von dem Alltagsrätsel des Seelenlebens“ handelt ein geistvolles Buch von Hans Driesch, das — ausgehend von den einfachen Fragen, die unbewußt sich täglich stellen — die Rätselhaftigkeit unserer seelischen Existenz in helles Licht stellt (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. RM 6,—). Driesch schreibt von den Grundproblemen der Psychophysik, von der Wahrnehmung, der Erinnerung, vom Ich und der Seele. Uns erscheint das Buch deshalb so besonders wertvoll, weil es durch seine vollaufgütigen Antworten auch die Leute zum Nachdenken anregt, die manches Rätselhafte einfach als gegeben hinnehmen und infolgedessen niemals zu einer klaren Abgrenzung des eignen Standpunktes kommen.

Probleme der Architektur behandelt das Buch eines der besten deutschen Meister Fritz Schuhmacher „Der Geist der Baukunst“ (ebenda. RM 7,50). Das Buch gliedert sich in die Teile: Das Ringen um die Erkenntnis der Baukunst; Das Wesen des baulichen Gestaltens. Daß gerade dieses Buch sehr zur Stunde kommt, bedarf keiner

besonderen Unterstreichungs, ebensowenig wie die Tatsache, daß man keinen besseren Führer als Fritz Schuhmacher finden kann. — Stärker im allgemeinen bleibt das zweite Werk von Lin Yutang „Weisheit des lächelnden Lebens“ als sein hier ausführlich gewürdigtes Buch „Mein Land und mein Volk“ (ebenda. RM 8,50). Die Übertragung aus dem Englischen stammt von E. Süskind. Das Buch ist in seiner Wirkung nicht so stark wie das erste, wohl, weil hier weit mehr als im ersten Buche deutlich wird, daß Lin Yutang nicht mehr ganz nur als Chineser, sondern stark unter amerikanischem Einfluß schreibt. — Sein Bemühen, irrenden Menschen zu helfen und ihnen den Weg in die Klarheit und zum richtigen Leben zu weisen, setzt Johannes Müller mit einem neuen Buche fort: „Von der Würde des Menschen“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. RM 4,80). Das Buch gliedert sich in die Abschnitte: Heroische Lebensführung; Der Glaube an das Leben; Das Heil der Not; Unser Tageslauf; Der Rhythmus des Lebens; Die Erlösung des Leibes; Leuen und Arbeiten; Die Treue.

Mit den Worten Simon Dachs „Wir sind gefinnt, beieinander zu stahn“ hat der Marion von Schröder-Verlag, Hamburg, Erzählungen von guten Ehen zusammengestellt, beginnend mit Philemon und Baucis und anderen beispielhaften Ehen der Antike, aus der indischen und der nordischen Sage, aus dem deutschen Mittelalter, dem deutschen Märchen und den Schöpfungen deutscher und fremder Dichtung bis in unsere Tage. Hier zeigt sich nicht nur eine tiefgründige und weitgreifende Kenntnis der Weltliteratur, sondern auch ein feines Gefühl für das wahrhaft Echte, so daß eine sehr reizvolle Gabe entstanden ist.

Rudolf Pechel.

### Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Rolf Bathe, Rehbrücke — Gertrud Kleinau, Berlin — Dr. Ernst Brödnert, Strausberg — Heinz Flügel, Berlin — H. M. Peterssen, München — Richard Babinger, Berlin — Dr. Willy Krampe, Caporn (Ostpreußen) — Wolfgang Goeß, Stahnsdorf — Felizitas von Reznicek, Berlin.

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grünwald. Fernruf: Berlin 22 1856 • Verlag und Anzeigenannahme: Philipp Reclam jun. Leipzig, Iniefstr. 22/24 • Verantwortlicher Anzeigenleiter: Fritz Maas, Leipzig • DL IV. B. 1938: 3753 • Zur Zeit ist Anzeigen-Preisliste Nr. 6 gültig • Druck: Reclam-Druck Leipzig • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,— RM, Jahresabonnement 12,— RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25%.

*Das Tierbuch der Deutschen zum neuen volkstümlichen Preis*

---

# Brehms Tierleben

Jubiläums-Ausgabe in 8 Bänden. Nach dem neuesten Stande der Wissenschaft bearbeitet von Carl W. Neumann. Mit 360 einfarbigen Bildtafeln und 64 Tafeln in Farbdruck. Großes handliches Format. Der Einzelband in Halbleder RM. 7.—, alle 8 Halblederbände in Kassette RM. 50.—.

Der Einzelband in Leinen RM. 3.90.

Alle 8 Leinenbände in Kassette RM. 30.—
---

*Manfred Hausmann:* „Eine ganz moderne, konzentrierte Ausgabe, die wohl das Schönste, Fesselndste und Zuverlässigste darstellt, was es in dieser Art gibt. Die acht Bände enthalten einen Hauch von Natur, von Urkraft, von Leben.“

*Paul Eipper:* „Es ist ein großes Verdienst, daß der Verlag Reclam eine achtbändige Neuauflage erscheinen ließ. Carl W. Neumann hat dieses Werk auf das sorgfältigste bearbeitet; er schied aus, was sich als falsch erwiesen hatte, und gab Neues hinzu, aber er hielt sich immer wieder den Charakter des ‚Volksbuches‘ vor Augen. Er hat seine Absicht in vollem Maße erreicht. Und leugnete nicht den Begriff der Tierseele.“

---

PHILIPP RECLAM JUN., VERLAG, LEIPZIG

*Alamy*



325/A



FORTSCHRITTLICHE  
VERKEHRSWEGE—  
FORTSCHRITTLICHE  
AUTOMOBILE!

**MERCEDES-BENZ**